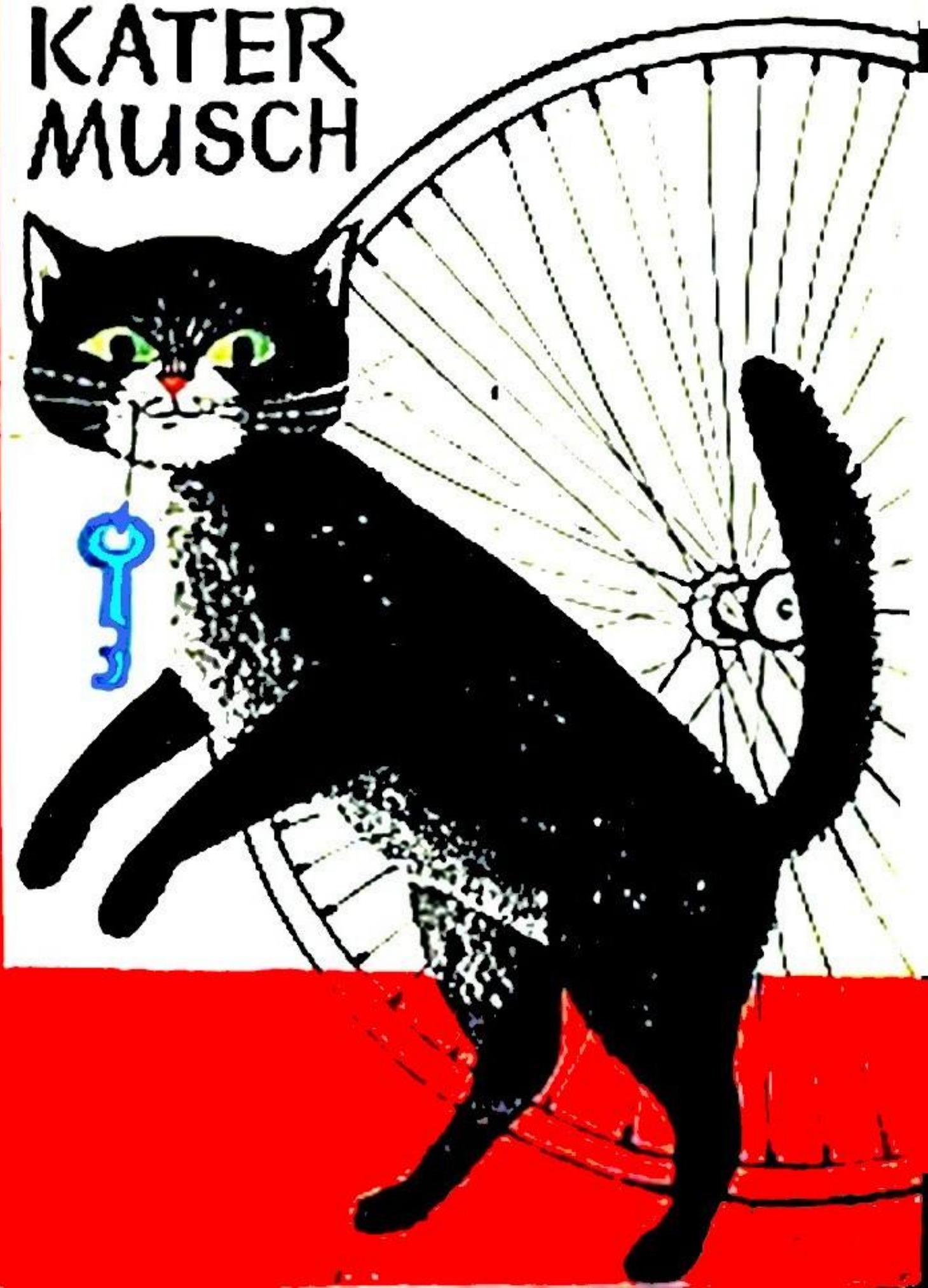
Ellis Kaut

Neue Geschichten vom KATER MUSCH



Ellis Kaut Neue Geschichten vom Kater Musch

Ellis Kaut

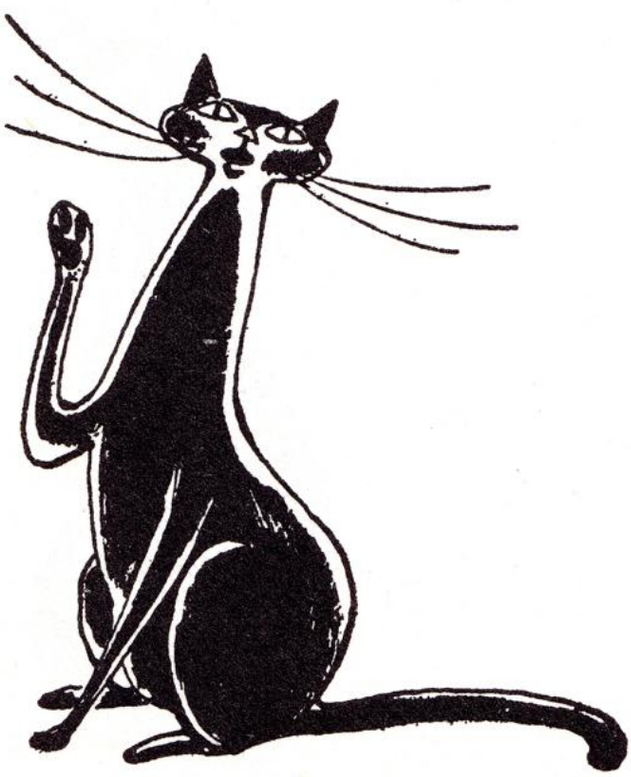
Neue Geschichten vom Kater Musch

Herold Verlag Stuttgart

Einband: Hala Dahlef
Illustrationen: Erika Meier-Albert
Copyright © 1968 by Herold Verlag Brück KG, Stuttgart,
Alexanderstraße 51
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany 1979
Gesetzt in Times-Antiqua
Satz: Wilfried Eppe, Bergatreute
ISBN 3-7767-0037-8

Inhalt

Musch läuft davon 7
Musch spielt Gespenst 34
Ein Fahrradschlüssel verschwindet 53
Musch wird Filmdiva 72
Wir erneuern einen alten Schwur 91



Musch läuft davon

Wenn man sich als allein lebender Schriftsteller, der ich nun mal bin, daran gewöhnt hat, eine sprechende Katze zu haben, dann ist das eigentlich ein recht gemütliches Leben: Musch geht auf leisen Pfoten ein und aus, sie ist nicht anspruchsvoll und läßt mich in Ruhe arbeiten, und zwischendurch erzählt sie mir etwas aus ihrem Leben oder schnurrt nur einfach behaglich vor sich hin.

Ich war also recht zufrieden und gab dem auch Ausdruck. „Musch", sagte ich, „du benimmst dich in letzter Zeit so musterhaft, daß du dir wirklich eine Belohnung verdient hast."

Meine Katze räkelte sich und gähnte behaglich bei diesem Lob, und während sie die Vorderfüße mit gespreizten Krallen herausreckte, nur so, um sich zu dehnen, sagte sie: „Nichts gegen Milch und Wurstzipfel, Tonerl" – sie sagt immer Tonerl zu mir, weil ihr mein schöner Vorname Anton zu steif erscheint – „aber zwischendurch mal was Süßes – bei der Vorderpfote meines Großvaters – das wäre was für meinen Katzenmagen!"

„Grießbrei?" fragte ich.

„Grießbrei, den läßt du immer anbrennen! Ich mag Angebranntes nicht. Aber Vanillesoße – mmmm –, das wäre gut. Neulich hab ich von Maxls Mutter Vanillesoße

gekriegt, ich sag dir, Tonerl, das war gut!“ Sie schleckte genießerisch.

„Musch“, meinte ich, „weißt du was? Ich geh rauf zum Maxl und frage seine Mutter, wie sie diese Vanillesoße gemacht hat. Und zur Belohnung mache ich für dich extra genau die gleiche und soviel du willst!“

Ihr hättet sehen sollen, wie Musch sich da gefreut hat! Sie machte die tollsten Katzensprünge.

Ich ging also rauf und fragte nach dem Rezept. Maxls Mutter wunderte sich zwar ein wenig, daß ich ausgerechnet Vanillesoße kochen wollte, aber dann gab sie mir genaue Anweisungen, wie ich es zu machen hätte.

Und sie rief mir noch nach: „Immer rühren oder mit dem Schneebesen schlagen. Und nur einmal aufkochen lassen, Vanillesoße brennt sonst an!“

„Oje“, dachte ich, „Vanillesoße brennt also auch an! Aber es wird schon gehen.“

Ich kaufte also alles Notwendige ein und machte mich dann an die Arbeit. Musch saß daneben, und ihre Augen gingen eifrig von Topf zu Schüssel, und sie schleckte und leckte im Vorgenuß ihr Mäulchen.

Als dann der Topf auf dem Feuer stand, sagte sie etwas ängstlich: „Das wird aber heiß, Tonerl! Heiße Sachen kann ich nicht fressen.“

„Ich blas es dir kalt, extra für dich wird’s geblasen!“

Ich rührte und rührte, und es wäre alles gut gegangen, wenn – ja wenn es nicht in diesem Augenblick geklingelt hätte. Ich stellte die Flamme klein und rannte schnell zur Wohnungstür. Musch hinter mir drein.

Und wer stand draußen: Ulrike!

Ulrike hatte ich viele, viele Jahre nicht gesehen, wir waren miteinander in die Schule gegangen und hatten uns

ganz und gar aus den Augen verloren. Sie war eine hübsche Frau geworden, diese Ulrike.

Wir begrüßten uns also herzlich, und ich bat Ulrike in mein Arbeitszimmer.

„Ich komme so selten in die Stadt, da dachte ich, jetzt besuchst du mal den Toni", zwitscherte sie fröhlich.

„Wie lange haben wir uns nicht gesehen? Ich glaube..."

Ulrike lachte: „Rechne die Jahre nicht so genau nach –, es ist auf jeden Fall ewig lange her."

Und dann sah sie die Katze!

„Da ist ja eine Katze! Toni, du hältst Katzen!?" fragte sie bestürzt. „Das hätte ich nicht für möglich gehalten. Und auch noch eine schwarze! Schwarze Katzen, verzeih mir, sind mir unheimlich."

Nun muß ich sagen, die Musch sah wirklich im Moment etwas unheimlich aus. Sie machte ein richtiges Raubtiergesicht. Da schnupperte Ulrike auch schon mit ihrer spitzigen Nase in die Luft.

„Sag mal –, bei dir riecht es so angebrannt! – Kochst du gerade was?"

Ich erschrak. „Du lieber Himmel – Musch – deine Vanillesoße!" Ich rannte hinaus.

Ulrike kam mir laut lachend nach. „Du kochst Vanillesoße für deine Katze! Das ist ja zum Totlachen! Du bist wohl von allen guten Geistern verlassen! Eine Katze soll doch Mäuse fangen! Statt dessen kocht ihr der Hausherr Vanillesoße!"

Ich riß den Topf vom Feuer, aber es war schon zu spät. Der ganze Topfboden war voll dunkler Kruste, und es stank erbärmlich.

„Weißt du, Ulrike, ich hab die Vanillesoße auch für mich gekocht, ich esse sie sehr gern."

„Hoffentlich nicht aus einer Schüssel mit deiner Katze?“ spottete Ulrike.

Ich rührte etwas im Topf herum. „Ob man nicht doch wenigstens noch das Obere verwenden kann?“

„Für einen Menschen ist so was ungenießbar, aber für eine Katze geht’s noch gut.“

Da fauchte Musch. Ulrike beachtete die Katze nicht. Sie schaute sich in der Küche um. Und dabei entdeckte sie diese kleine Klappe, die ich in meine Balkontür hatte

machen lassen, damit Musch ungehindert hinaus und wieder herein konnte.

„Was hast du da an deiner Balkontüre?“ fragte sie.

Ich war etwas verlegen.

Wurde ich schon wegen der Vanillesoße ausgelacht, wie seltsam mußte erst dieser Spezialausgang für die Katze wirken!

„Ach – das ist zur Entlüftung“, antwortete ich deshalb und wagte nicht recht, die Musch anzuschauen.

Doch die sprang auf die „Entlüftung“ zu und spazierte absichtlich hinaus und wieder herein.

Ulrike sah mich merkwürdig besorgt an.

„Armer Anton“ meinte sie dann, „du scheinst viel allein zu sein! Mußt dein Herz schon an so ein dummes Tier hängen!“

Hätte ich Ulrike nur sagen können, daß sie sich mit ihren Bemerkungen in acht nehmen sollte, weil Musch doch jedes Wort versteht! Aber wie konnte ich! Schließlich hatte ich damit genug schlechte Erfahrungen gemacht. Ich brauchte bloß an meine Freunde zu denken!

Musch machte auf diese Bemerkung hin auch wirklich einen Buckel und fauchte Ulrike an.

„Das ist aber eine unfreundliche Katze“, sagte Ulrike.

„Sie will nur jetzt ihre Milch haben“, lenkte ich ab und goß einen Rest Milch in das Schüsselchen.

Ulrike schüttelte den Kopf.

„So ein Aufwand für eine Katze! Eigener Eingang, Vanillesoße –! Ich würde ja nichts sagen, wenn du einen wertvollen Siamkater hättest oder eine persische Angorakatze – aber diese schwarze Wald-, Feld- und Wiesenkatze!?“

Mir war’s, als stünde ich auf glühenden Kohlen!

„Wollen wir nicht lieber wieder ins Zimmer gehn? Ich stecke drin meine kleine Kaffeemaschine an –, du trinkst doch sicher Kaffee?“

„Ja, gerne, sehr gerne, Toni!“

Ich führte Ulrike wieder ins Zimmer. Musch aber rannte flugs hinterdrein, sie ließ kein Auge von Ulrike, und immer wieder ertönte ein warnendes „Miau“.

Bis Ulrike sagte: „Daß dich beim Arbeiten diese ewige Miauerei nicht stört!“

„Nein, gar nicht“, entgegnete ich.

„Wie du dich doch verändert hast! Als Junge konntest du dieses Viehzeug überhaupt nicht leiden. Weißt du noch, wie du einer Katze einen Knallfrosch an den Schwanz gebunden hast? Und wie die gesprungen ist?!“

Ulrike lachte ausgiebig bei dieser Erinnerung.

Ich unterbrach ihre Heiterkeit. „Du mußt mich verwechseln, Ulrike, ich hab das niemals getan!“

„Aber Anton, wer kann denn dich verwechseln!! Ich weiß bestimmt, daß du das getan hast.“

„Der Kaffee kocht“, sagte ich schnell. „Setze dich doch hierher in den bequemen Sessel.“ Ich schenkte ein.

„Wie gemütlich du’s hier hast! Da entstehen also deine Meisterwerke! So ein Lehnsessel – richtig zum Grübeln und Nachdenken!“

Plötzlich griff sie mit spitzen Fingern an die Lehne. „Aber da sind ja Katzenhaare! Sag mal, läßt du dieses Tier auf deine guten Möbel!? Ich würde das nie zulassen!“

Ich warf einen ängstlichen Blick auf meine Musch. Alle Krallen an allen vier Pfoten waren zu sehen!

„Liebe Ulrike, jetzt erzähl mir mal, was du treibst. Wir haben uns so viele Jahre nicht gesehen!“

Gottlob hatte ich damit ein Thema gefunden, das sie

von der Katze ablenkte. Sie erzählte also drauflos. Musch aber saß unbewegt und starrte Ulrike mit unheimlich grünen Augen an. Bis Ulrike mitten im Satz zu erzählen aufhörte.

„Warum starrt mich eigentlich deine Katze unentwegt an? Das ist ja direkt unheimlich! Ich hab das Gefühl, die springt mir über kurz oder lang ins Gesicht!“

„Achwo, Musch ist eine brave Katze. Sehr brav sogar.“

„Ich weiß nicht. Ich hätte Angst, sie zu streicheln!“

„Man kann sie ruhig streicheln, nicht wahr, Musch?“ sagte ich sehr eindringlich. „Komm her.“

Ich nahm sie und setzte sie vor Ulrikes Füße. Aber kaum hatte Ulrike die Hand ausgestreckt, um die Katze zu streicheln, holte Musch blitzschnell aus und versetzte ihr einen Hieb, daß die Hand blutete.

Ulrike schrie auf: „Au! Du abscheuliches Vieh!“ und schlug nach ihr.

Ich sah Musch durchdringend an.

„Das sollst du nicht tun, verstanden!!“

Musch fauchte. Ich entschuldigte mich bei Ulrike, holte Jod und ein Pflaster und verband ihr die Hand.

Das besänftigte Ulrike auf der Stelle.

„Wie nett du bist, Toni! Da lohnt es sich direkt, sich dafür kratzen zu lassen." Und sie seufzte tief: „Ach, Toni, du weißt ja gar nicht, wie ich mich freue, dich wiederzusehen."

Weil ich schon grad dabei war, ihre Hand zu verbinden, drückte sie mir dabei meine Hände. Musch ließ keinen Blick von uns. Ulrike schwärmte weiter.

„Wenn ich gewußt hätte, daß du ein so einsames Leben führst, dann wär ich schon früher mal gekommen. Nimm mir's nicht übel –, aber du brauchst eine Frau."

Diesmal fauchte Musch recht vernehmlich.

Ich sagte schnell: „Schon –, aber vorerst fühle ich mich eigentlich als Junggeselle noch recht wohl."

„Trotzdem, du brauchst jemand, der richtig kocht und dir richtig den Haushalt führt. Eine Katze ist kein Lebensgefährte, glaub mir."

Diesmal hörte sie das neuerliche Knurren der Musch.

„Und diese Katze schon gleich gar nicht! Die kann einen ja vertreiben! Schau nur, wie sie dasitzt, wie zum Sprung –! Bitte entferne die Katze, sie ist mir widerlich. Jeder Straßenköter ist mir lieber als so ein falsches Katzenvieh . . ."

Das war zuviel, das hätte Ulrike nicht sagen dürfen!

Mit einem Satz sprang Musch auf Ulrikes Beine zu und riß ein Loch in die hauchfeinen Strümpfe, daß die Maschen in breiter Bahn herunterliefen.

Ulrike schrie auf.

„Jetzt wird's mir aber zu dumm!" rief ich. „Daher, Musch!"

Die war aber schon mit einem Satz unter dem Bücherschrank.

„Raus mit dir!"

Ulrike lachte gereizt. „Die wird dir gerade folgen! Katzen haben ja keinen Verstand, die können nur die Wohnung vollstinken und die Möbel zerkratzen! Ach, wie meine Strümpfe aussehen, das ist ja furchtbar!“

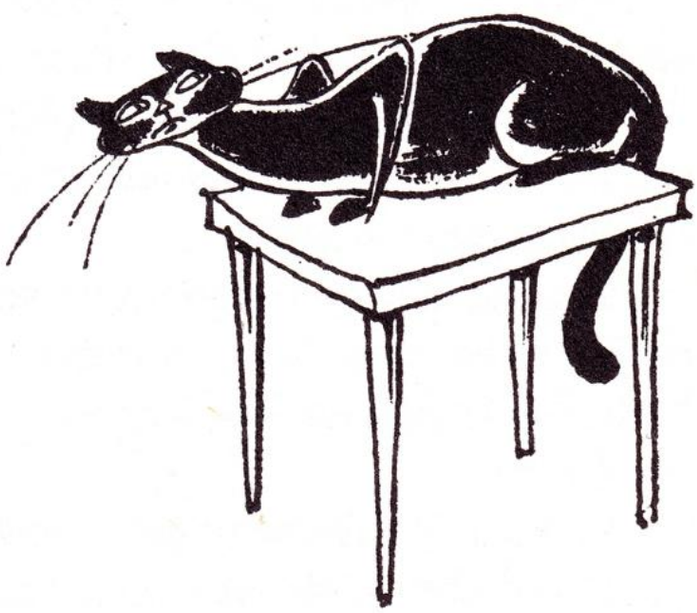
Ich warnte Musch: „Ich sage dir, wenn du kratzt, dann sperre ich dich fünf Tage ein, und du kriegst nichts anderes zu fressen als die angebrannte Vanillesoße.“

Ulrike stand auf. „Du redest ja mit der Katze, als ob sie dich verstehen könnte! Weißt du denn nicht, wie dumm Katzen sind? Mit einem Hund kann man unter Umständen reden, mit Katzen nie!“

„Au!“ schrie ich, denn jetzt hatte ich einen Kratzer bekommen. Aber da erwischte ich Musch am Nackenfell und zog sie unter dem Schrank hervor.

„So, jetzt hab ich dich! Jetzt sperr ich dich in den Schuhkasten draußen in der Küche! – Ich bin gleich wieder da, Ulrike –, einen Moment bitte!“

Und damit trug ich Musch in die Küche, und da setzte ich sie auf den Küchenhocker.



„So, Musch, jetzt sag mir, was fällt dir eigentlich ein! Wie benimmst du dich!“

„Ich benehme mich so gut wie diese Ulrike! Sogar noch besser. Ich hätte ihr nicht nur einen, sondern alle zwei Strümpfe zerreißen sollen!“

„Du bist eine abscheuliche Katze!“

„Diese Ulrike ist eine abscheuliche Dame!“

„Das kannst du nicht beurteilen. Außerdem geht es dich nichts an.“

„Doch. Sie will zu dir kommen und mich hinauswerfen!“

„Das ist doch nicht so ernst gemeint.“

„Doch! Von der Person würde ich nicht mal die schönste Vanillesoße fressen!“

„Du sollst nicht ‚Person’ sagen.“

„Ein Hund ist ihr lieber. Wenn ich das schon höre! Ein Hund hat mehr Verstand! – Da wachsen mir vor Zorn die Krallen!“

„Ich verbiete dir ein für allemal, meine Besuche zu kratzen.“

„Verbiete du erst solchen Damen, mich zu streicheln!“

„Musch, wenn du weiterhin unverschämt bist, dann . . .“ Ich erhob meine Stimme drohend.

Musch fauchte: „Du sperrst mich nicht in einen Schuhkasten, nur damit du’s weißt. Eher verschwinde ich auf Nimmerwiedersehn!“

„Von mir aus – verschwinde!!“ Ich war wirklich wütend darüber, wie diese Katze mir das Wiedersehn verdorben hatte. Ich feuerte die Tür hinter mir zu und ging zu Ulrike ins Zimmer.

„Verzeih den Zwischenfall, Ulrike.“

Ihr war aber auch die Laune verdorben. Etwas pikiert

sagte sie: „Tja – ich weiß nicht recht. Deine Katze scheint dir sehr wichtig zu sein. Ich geh jetzt lieber."

„Es tut mir aber wirklich leid!"

„Wenn du deine Katze weggegeben hast, dann kannst du mich mal anrufen. Vorher, glaube ich, kann ich mich nicht recht entschließen, wiederzukommen."

„Das Ganze ist wirklich zu dumm und . . ."

„Wie gesagt, du kannst mich ja anrufen. Auf Wiedersehen, Anton!"

Ich seufzte tief, weil ich sah, daß ich das nicht mehr ins Lot bringen konnte.

„Wie du meinst, Ulrike – Auf Wiedersehn!" Und so trennten wir uns.

Zuerst war ich wirklich böse auf Musch. Bei längerem Nachdenken aber mußte ich ihr doch auch wieder verzeihen, schließlich war sie arg enttäuscht und dazu noch von Ulrike gekränkt worden.

Warum, zum Kuckuck, mußte Ulrike auch immer so dumme Sachen sagen! Ich beschloß, sie nicht anzurufen. Musch aber – war verschwunden!

Auch am Abend erschien kein Musch.

Auch nicht am nächsten Morgen.

Ich aß einen Hering zu Mittag, obwohl ich Hering nicht mag. Den Kopf legte ich außen neben den Separateingang der Musch.

Am Abend lag der Heringskopf noch so unberührt da, wie ich ihn hingelegt hatte.

Ich mochte nicht mehr arbeiten. Es war so leer und still in der Wohnung. Ob sie jetzt mit jemand anderem redete? War sie gar an böse Menschen geraten?

Ich dachte mir tausend schreckliche Dinge aus. Viel-

leicht war sie aber doch nur irgendwo in der Nähe, vielleicht – wenn ich herumfragte –?

Ich zog mich an, um Musch zu suchen. Zuerst läutete ich bei allen Mietern im Haus. Überall traf ich auf Mitgefühl.

„Was, Ihre schöne schwarze Katze ist weg?! Das ist aber jammerschade! Nein, ich habe sie nirgends gesehn. Hoffentlich finden Sie sie wieder!"

Ich ging um den Häuserblock herum und rief immer wieder: „Musch! Musch!"

Ich rannte kreuz und quer durch die Anlagen, ging den Bach entlang bis dorthin, wo ich die Musch herausgezogen hatte – nirgends eine Spur. Müde und traurig kam ich nach Hause.

Als ich am nächsten Tag einkaufen ging, wußten schon alle Leute, daß meine Katze verschwunden war. Und man versuchte, mir gute Ratschläge zu geben und mich zu trösten.

„Seien Sie froh, daß Sie die schwarze Katz loshaben, Herr Pfister. Schwarze Katzen bedeuten nichts Gutes; wenn einem so eine über den Weg läuft, denn hat man den ganzen Tag kein Glück mehr."

Ich nickte bloß und ließ die Frau stehen.

Eine andere sagte: „Ich versteh Sie ja sooo gut, man hängt ja sooo an einem Tier. Aber es gibt böse Menschen. Stellen Sie sich vor, ich hab mal Leute in der Nachbarschaft gehabt, bei denen hat's jeden Sonntag nach Braten gerochen. Und was glauben Sie, was das für ein Braten war? Katzenbraten! Den soll man im Geschmack überhaupt nicht von einem Hasenbraten unterscheiden können, überhaupt nicht!"

Ich hätte dieser Person am liebsten den Inhalt der

Milchflasche, die ich gerade in der Hand hatte, über den Kopf geschüttet!

Und dann hat doch jemand was über Musch gewußt – der Peter. Peter klingelte bei mir und sagte: „Der Maxl hat mir erzählt, daß Sie Ihre Katze suchen. Ich glaub, ich habe sie gesehn!"

Am liebsten hätte ich Peter umarmt. „Wo hast du sie gesehen?"

„Vorgestern, auf der Straße. Ich habe gerade zum Fenster rausgeschaut, und da ist die Musch dahergekommen. Und von der anderen Seite sind zwei Kinder gekommen, ein Bub und ein Mädchen. Die Musch ist auf die zwei Kinder zugegangen, und die sind stehengeblieben. Das Mädchen hat gesagt: ‚Schau, was für eine schöne Katze!' Und der Bub hat gesagt: ‚Ganz schwarz. Wunderbar sieht die aus!' Und dann haben beide die Katze gestreichelt."

„Und dann?"

„Ja, und dann haben sie gesagt, daß sie sich schon lange eine Katze wünschen, und daß ihnen die Mutter einmal eine versprochen hat, und daß Hunde viel dümmer sind als Katzen. Und dann sind sie weitergegangen, zur Straßenbahnhaltestelle. Und Musch ist einfach hinter den beiden drein. Ich wollte sie schon rufen, aber dann hab ich mir gedacht, sie wird schon wieder heimgehn."

„Sie ist aber nicht heimgekommen!"

Peter zögerte. „Herr Pfister, ich glaub – wenn mich nicht alles täuscht –, mir war's, als wäre Ihre Katze hinter den Kindern drein in die Straßenbahn gesprungen. Ich hab's aber nicht genau gesehn, weil gerade der Maxl gekommen ist."

„Und sonst weißt du nichts mehr?"

„Nein, Herr Pfister, aber ich habe gedacht, daß es vielleicht was nützt!“

Leider hat es aber nichts genützt. Was sollte ich jetzt tun? Die zwei Kinder suchen? Eine Stadt ist sehr groß, wenn man jemand sucht!

Als Peter fortgegangen war, setzte ich eine Anzeige für die Zeitung auf:

„Wem ist eine schwarze Katze zugelaufen? Sie hat angeblich mit zwei Kindern eine Straßenbahn bestiegen . . .“

Nein, das klang zu dumm.

„Schwarze Katze entlaufen. Sie ist angeblich mit zwei Kindern (Bub und Mädel) mitgegangen. Gegen hohe Belohnung abzugeben bei . . .“

Wenn sie aber gar nicht mehr zurückwollte? Wenn es ihr dort besser gefiel als bei mir?

Nun, ich gab die Anzeige auf. Sie erschien am nächsten Tag. Aber niemand schrieb, niemand rief an, niemand kam. Meine Wunderkatze war und blieb verschwunden.

Die Tage vergingen, eine ganze Woche verging. Ich saß gerade am Schreibtisch, aber ich schrieb nicht. Da hörte ich ein klägliches Miauen. Ich riß meine Tür auf, und wer stand da – Musch!

„Bist du’s wirklich oder sehe ich Gespenster!“

„Miau – ich weiß nicht, was Gespenster sind, aber ich glaube, ich bin keines.“

Damit kam sie ins Zimmer. Ich nahm sie auf den Arm.

„Liebe gute Musch, wie bin ich froh, daß du wieder da bist!“

Da zuckte sie zusammen.

„Fehlt dir was?“

„Nur Vorderpfote verstaucht, gibt sich wieder!“

Ich trug sie vorsichtig auf die Couch und setzte sie auf mein schönstes Kissen.

„Sag mir nur, woher kommst du denn? Du bist ja richtig mager geworden.“

„Und schmutzig. Ich fürchte, dein schönes Kissen –“

„Macht nichts. So ein bißchen Schmutz macht wirklich nichts aus.“

Musch räkelte sich behaglich. Und dann gähnte sie herzhaft.

„O Tonerl, bei dir ist’s doch am schönsten!“

Etwas verlegen sagte ich: „Also – Musch –, es tut mir wirklich leid, damals mit der Ulrike –. Ich war nicht sonderlich nett zu dir."

„Wir waren beide nicht sonderlich nett, miau."

„Soll ich dir eine Vanillesoße machen?" Ich sprang auf.

„Paßt nicht zu Maus – danke schön!"

„Ich habe gehört, daß du fremden Kindern nachgelaufen bist?" fing ich an.

„Bin auf Straßenbahn gefahren. Wußte gar nicht, daß Straßenbahnfahren so eine ungemütliche Geschichte ist. Das rumpelt ja fürchterlich! Und die Leute haben ein Theater gemacht, weil ich mitgefahren bin! Ein Mann in einer blauen Jacke hat gefragt: ‚Wem gehört denn die Katze? Tiere dürfen nur auf der Plattform befördert werden!'"

Musch zog dabei eine tiefe Falte auf ihrer Stirne. Ich mußte lachen.

„Das wird der Schaffner gewesen sein!" meinte ich.

„Und dann hat eine Frau gesagt: ‚Mir gehört die Katze nicht, die ist mit den Kindern da reingekommen!'

Da hat der blaue Mann die Kinder ganz streng angesehen. ‚Gehört die euch?'

‚Nein, wir wissen nicht, wem sie gehört. Die ist uns einfach nachgelaufen.'

Und dann haben alle Leute durcheinander geredet: ‚Die Katze muß auf dem Fundbüro abgegeben werden.' Und: ‚Unsinn, die gehört ins Tierasyl', und: ‚Die Kinder werden die Katze schon solange angelockt haben, bis sie mit ihnen gegangen ist.'

So haben die durcheinander geredet. Bis der blaue Mann über alle hinaus gerufen hat: ‚Nächste Haltestelle Riedmeierstraße! Steigt jemand aus?'

‚Wir müssen aussteigen', hat da das Mädchen gesagt.

‚So, ihr müßt aussteigen?! Dann nehmt gefälligst auch die Katze mit, wenn ihr sie schon reingelockt habt.'

‚Aber sie gehört uns doch nicht.'

‚Dann tragt sie dahin, wo ihr sie hergebracht habt.' Und schon hat mich der blaue Mann gepackt und einfach dem Buben auf den Arm gesetzt. ‚Hier drin kann ich das Vieh nicht gebrauchen.'

Das Mädchen hat gefragt: ‚Gehört denn die Katze jetzt uns?'

‚Von mir aus – als Geschenk der städtischen Straßenbahn!' Und dann stiegen wir aus."

Ich muß sagen, daß es mir bei dieser Erzählung noch nachträglich angst und bange wurde.

„Musch, das hätte aber auch schiefgehn können!"

„War mir gleich. War zornig auf dich und wollte weg" – Musch seufzte – „leider!"

„Aber sag doch, wie ist's denn dann weitergegangen? Die Kinder haben dich also mit heimgenommen?"

„Miau – als Geschenk von der Straßenbahn! – Oh, ich weiß nicht, ob man mit Geschenken so umgeht!"

„War man denn nicht nett zu dir?"

„Sie waren zu nett, das ist es ja! Schon auf dem Weg zur Wohnung hat mich die Ursel – so hieß das Mädchen – vor lauter Liebe so fest an sich gedrückt, daß ich fast keine Luft mehr bekommen habe. Komisch, daß die Menschen nie drandenken, daß unsereins auch schnaufen muß!"

Ich mußte lachen. „Nie ist ja wohl etwas übertrieben!"

„Ich war jedenfalls alle krallenlang am Ersticken. Aber es wurde noch viel schlimmer! Also, wir sind in die Wohnung gekommen, Günther hat aufgemacht und gleich die Mutti gerufen. Aber die war nicht da. Einkaufen

gegangen oder so was. Warum müssen Mütter auch immer einkaufen gehn, zum Kuckuck!

Da war ich also den beiden Kindern ausgeliefert. Die Ursel ließ mich los, und ich versuchte gleich, mein Fell wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen. Das war aber nicht möglich. Schon hatte sie mich wieder und streichelte mich – und zwar von hinten nach vorne – gegen das Fell – scheußlich!

Günther kam dann auf eine vernünftigere Idee.

‚Wir müssen ihr Milch geben!' sagte er.

Ich muß gestehn, von der ganzen Straßenbahnfahrerei hatte ich Durst. Aber was sagte Ursel?!

‚Weißt du was', sagte sie, ‚ich gebe ihr die Milch aus meinem Puppenfläschchen, aus dem für die Babypuppe mit dem Schnuller drauf!'

Günther wollte nicht recht, weil er als vernünftiger Bub eine Untertasse für viel praktischer hielt, aber Ursel setzte ihren Willen durch.

‚Man kann Tiere mit der Flasche großziehen', sagte sie ‚ich hab neulich ein Bild in einer Zeitung gesehn, da hat eine Katze aus einer Flasche getrunken!'

Oh, Tonerl – mir scheint, in den Zeitungen stehn viele dumme Sachen! Das Gummiding hat abscheulich geschmeckt, und rausgegangen ist auch nichts. Ich hatte nachher noch mehr Durst als vorher.

Aber noch nicht genug! Ursel holte einen Puppenwagen. Und in dieses dumme Ding setzte sie mich und deckte mich zu, daß ich nur noch mit den Schnurrbarthaaren herausschaute.

Da habe ich mich aber gewehrt und habe gekratzt –, und schon war ich draußen! Und unter dem Herd. Aber die hatten nur so einen kleinen Herd, da haben sie mich wieder erwischt.

Und gleich wieder in den Puppenwagen! Und damit ich nicht herauskonnte – stell dir vor, Tonerl! – haben sie mich sogar eingebunden! Und dann wollte mir Ursel nochmal die Flasche geben. Ich sollte ein Baby sein!!"

Musch schnappte direkt mit der Stimme über vor Empörung, als sie das erzählte.

Und dann fuhr sie fort: „Aber da habe ich in das Gummiding gebissen und es heruntergerissen, daß die ganze Milch über das Puppenbett geronnen ist! Hat aber nichts genützt.

Ursel hat bloß gesagt: ‚Die mag Milch nicht, Günther.'

Da habe ich gemaunzt und fürchterlich gezappelt.

Aber Ursel meinte: ‚Du mußt schlafen, Miez. Bleib nur schön liegen!' – Sie schaute mich ganz lieb an dabei, aber was nützte mir das? Ich zappelte.

‚Du Günther, die will einfach nicht liegenbleiben!' sagte sie verwundert.

Da nahm der Günther den Wagen und rollte ihn wie wild durch das Zimmer.

‚Als du klein warst und geschrien hast, hat die Mutti den Wagen auch immer herumgeschoben', erklärte er.

‚Miau, miau!' schrie ich, solange, bis der Günther aufhörte, so wild herumzufahren.

‚Weißt du was', überlegte er, ‚wir spielen ihr was auf der Ziehharmonika vom Pappi vor, dann hört sie bestimmt auf zu schreien. Du hast immer zu schreien aufgehört, wenn Pappi gespielt hat.'

Und es dauerte gar nicht lange, da machte er einen mörderischen Lärm mit so einem Ding. Ich versuchte noch lauter zu sein, aber es ging nicht.

Mir war ganz schlecht, miau! Mir wird jetzt noch schlecht, wenn ich daran denke. Eine Katze im Puppenwagen festbinden! Stell dir das vor! Tierschinderei nennt man so was, nicht wahr?"

Ich nickte.

„Kraul mich mal da hinter dem Ohr, da juckt es mich, Tonerl."

Ich kraulte gehorsam.

„Wann ist denn dann die Mutter heimgekommen? Die hat doch hoffentlich der Sache ein Ende gemacht?" fragte ich.

„Es war meine einzige Hoffnung. Ja, dachte ich, vielleicht werde ich dann frei, weil die Mutter mich nicht haben will. Als sie dann kam, sah es zunächst auch so aus, als hätte ich richtig gedacht.

‚Um Himmelswillen, was ist denn da los?' fragte sie, als sie hereinkam. ‚Günther, du darfst doch nicht an die Ziehharmonika vom Pappi!'

‚Mutti, ich muß spielen, damit die Katze einschläft!'

‚Was für eine Katze?' rief die Mutter erschrocken. Dann lachte sie, als sie mich so kläglich eingewickelt sah.

Die Kinder erzählten ihr die ganze Geschichte. Und erst, als sie fertig erzählt hatten, befahl sie, mich auszuwickeln. Was auch geschah. – Aber von ‚mich hinauswerfen' war nicht die Rede.

‚Nur der Pappi', meinte sie, ‚der wird was dagegen haben, daß die Katze hierbleibt.'

Oh, miau, da freute ich mich auf den Pappi!"

„Hättest du denn da nirgends rausspringen oder zu einer Tür rauswitschen können?" unterbrach ich die Musch.

„Es war doch im zweiten Stock. Und es waren so viele, viele Türen da?"

„Hm – und weiter?"

„Der Pappi kam heim. Er sah mich und war entsetzt. Ich mag es sonst nicht, wenn jemand über mich entsetzt ist, aber diesmal freute es mich. Ich dachte, gleich wird er mich hinauswerfen.

Oh – er hätte es auch getan, wenn nicht die Kinder so

fürchterlich gebettelt hätten und wenn – ja, wenn ich nicht einen Luftsprung gemacht hätte.

Als er nämlich sagte: ‚Die Katze muß sofort aus dem Haus', da machte ich einen Freudensprung. Da mußte der Pappi lachen. Und wie die Kinder ihn lachen sahen, da fielen sie über ihn her, und er gab zu, daß ich eine lustige Katze sei! Den Schwanz hätte ich mir abbeißen können vor Zorn!

Jedenfalls, über Nacht sollte ich noch bleiben. Und morgen früh, da würde man schon weitersehn. Am nächsten Morgen aber hatte dieser Pappi so wenig Zeit, daß er mich vergaß.

Die Kinder waren selig. Aber die Seligkeit sah leider so aus: Günther kaufte von seinem ganzen Taschengeld ein Hundehalsband. Und das band er mir um den Hals. Und dann mußte ich so neben ihm spazierengehen. Mir sträuben sich jetzt noch die Haare, wenn ich daran denke! Wartet nur, dachte ich, ihr werft mich schon noch hinaus.

Als die Kinder in der Schule waren und niemand in der Wohnung, da fand ich zuerst einen Hausschuh. Den verschleppte ich in die hinterste Ecke.

Dann fand ich eine Wurst. Die fraß ich zur Hälfte auf.

Dann sah ich das Tischtuch –. Ich zog solange dran, bis es mitsamt der Zuckerdose am Boden lag.

Und dann kam die Mutter heim. Oh, wie war die zornig! Sie packte mich und –" Die Musch seufzte.

„– und warf dich hinaus?"

„Nein – sie brachte mich nur ein Stockwerk tiefer. Zu Frau Westenrieder. Die Kinder könnten die Katze ja auch hier besuchen, meinte sie, ihr Mann könne eben Katzen nicht leiden. ‚Ich bin so froh, daß ich sie zu Ihnen bringen darf!'

Und damit war ich bei Frau Westenrieder. Eine nette alte Frau. Nur – sie hatte einen Vogel!“

„Wie bitte?“

„Einen Papagei – oder ist das etwa kein Vogel?! Er konnte sogar sprechen. Aber ich mochte ihn vom ersten Augenblick an nicht leiden. Er mich auch nicht.

Kaum hatte er mich gesehn, fing er schon an zu schnarren: ‚Dummes Tier! Dummes Tier!’

Frau Westenrieder sagte gleich: ‚Aber Lorchen, die Katze ist kein dummes Tier. Das ist eine liebe Katze.’

Aber das Lorchen schrie weiter: ‚Dummes Tier! Dummes Tier!’

‚Komm Lorchen, sei lieb’, bat Frau Westenrieder.

‚Lorchen lieb. Lorchen lieb’, pappelte er nach.

Ich fauchte ein wenig.

Da warnte Frau Westenrieder: ‚Aber, aber, Haustiere müssen sich vertragen! Pfui, Miez! Benimm dich!’

‚Benimm dich, benimm dich!’ schrie gleich auch der Papagei, und dann krächzte er mit seiner scheußlichen Stimme wieder: ‚Dummes Tier!’

Es ist doch wohl klar, wer von uns beiden das dumme Tier war! Bildet sich was auf seine abscheuliche Rederei ein, der dumme Vogel!“

Ich mußte lachen. Dann meinte ich doch: „So dumm sind Papageien gar nicht. Man kann ihnen wirklich das Sprechen beibringen.“

„Sprechen schon, aber nicht denken“, fauchte Musch. „Und wer nicht denken kann, ist dumm. Und überhaupt – ein Vogel, der nicht mal richtig fliegen kann!“

Frau Westenrieder mußte übrigens gemerkt haben, daß wir uns nicht mochten. Immer wenn sie fortging, sperrte sie mich in ein anderes Zimmer. Mit Lorchen kam

ich nur zusammen, wenn sie dabei war. Sie mußte immer über uns lachen, und das ärgerte mich. Drum tat ich, als würde mich der Vogel überhaupt nicht interessieren.

Als wir wieder einmal alle drei beisammen saßen, läutete es. Frau Westenrieder mußte schnell in den Keller runtergehn. Dabei vergaß sie, daß ich bei dem Papagei im Zimmer saß."

Musch leckte sich in Erinnerung vergnügt ihr Mäulchen.

„Um Himmelswillen, du wirst doch nicht . . ." rief ich entsetzt.

„Oh, ich war guter Laune und dachte nichts Böses.

Da fing aber plötzlich dieses Federvieh an zu plappern: ‚Dummes Tier, dummes Tier!'

Ich fauchte warnend.

‚Benimm dich, benimm dich!' schrie er darauf.

Da hab ich leise aber deutlich gesagt: ‚Ich kann auch reden, nur damit du's weißt?'

‚Hohohohoho!' lachte da der Papagei.

‚Das Lachen wird dir bald vergehn, Lorchen. Könnte sein, daß ich Lust auf einen Vogelbraten bekomme!'

Das Federvieh aber rührte das nicht. ‚Benimm dich!' sagte er bloß. Ich aber setzte mich genau unter seinen Käfig.

‚Ich hab es noch nicht ernsthaft versucht, zu dir hinaufzuspringen, miau, aber glaub mir, das ist für eine Katze nicht schwer. Und durch die Stäbe komme ich mit meinen Pfoten leicht!'

‚Hohohoho – dummes Tier, dummes Tier!' wiederholte er und plusterte sich dabei.

Das war mir zuviel. Ich machte einen Satz, und schon war ich auf dem Käfig. Das hättest du sehen sollen, wie der herumgeflattert ist! Die Federn flogen nur so!

In diesem Augenblick aber kam Frau Westenrieder herein. Sie sah mich und schrie: ‚Um Himmelswillen, alle guten Geister, steht mir bei! Gehst du gleich vom Käfig weg, du Teufelskatze!' Und schon hatte sie mich am Nacken.

Der Papagei aber schrie.

Frau Westenrieder war außer sich. Sie schüttelte mich und schimpfte mich aus. Aber nur mich. Dem dummen Lorchen krümmte sie keine Feder.

‚Dich kann ich nicht brauchen. Dich geb ich zurück!' rief sie immer wieder.

Ich sagte nichts mehr. Die Welt ist ungerecht. Also wurde ich wieder in den zweiten Stock getragen.

‚Entschuldigen Sie', sagte Frau Westenrieder, ‚aber ich muß Ihnen die Katze wieder zurückgeben. Ich hätte sie gern genommen, aber es geht doch nicht, Katze und Vogel zusammen. Auch wenn man noch so acht gibt. Außerdem scheint mir die Katze sehr wild zu sein.'

‚Von meinen Kindern hat sie sich aber alles gefallen lassen', entgegnete die Mutter von Ursel und Günther. Und sie seufzte: ‚Dann müssen wir eben einen anderen Platz für sie suchen. Können Sie die Katze nicht wenigstens heut noch behalten? Ich muß nämlich weg –, und allein lassen möchte ich das Tier nicht.'

Nein, ich möchte sie nicht mehr behalten, sie hätte fast meinen Papagei gefressen!'

‚O je – was mach ich da nur? Bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als sie ins Klo zu sperren, sonst stellt sie wieder alles mögliche an.'

Und das tat sie auch, stell dir vor!"

„Hättest du den Vogel wirklich gefressen?" fragte ich schnell dazwischen.

„Weiß nicht – vielleicht nur gekratzt und gebissen. Obwohl – ich war sehr böse auf das dumme Tier."

„Hm – und wie war's dann weiter?"

„Ich wurde ins Klo gesperrt. Aber dabei hat man eines übersehn: Das Fenster war nur angelehnt. Und ich . . ."

„Du wirst doch nicht vom zweiten Stock . . .?" rief ich.

„Miau – eine Katze kann das –: Augen zu – und in die Tiefe und auf und davon! Nur den Fuß hab ich mir etwas verstaucht!"

Mir blieb das Herz fast stehen bei der Vorstellung.

„Aber wie bist du denn dann wieder hierhergekommen?"

„Reiner Zufall, miau. Bin kreuz und quer durch die

Stadt gerannt. Und da seh ich plötzlich ein Kind aus unserer Straße. Und dem bin ich nachgelaufen. Und jetzt bin ich da, miau!“

Musch schnurrte zufrieden und fing an, sich gründlich zu putzen.

„Ich werde nie mehr eine Vanillesoße anbrennen lassen!“ schwor ich.

„Und ich werde nie mehr einen Besuch von dir kratzen“, sagte Musch.

Ich kann inzwischen Vanillesoße kochen, ohne sie anbrennen zu lassen. So gut, daß der Maxl gesagt hat, meine Vanillesoße wäre noch besser als die seiner Mutter. Und das will was heißen, denke ich.

Musch spielt Gespenst

„Tonerl – weißt du, wie Gespenster aussehen?“ fragte mich eines Tages Musch.

„Ich habe noch nie eines gesehen, Musch“, antwortete ich, „und ich glaube gar nicht, daß es so was gibt.“

Musch ringelte ihre Pfoten unter ihre Brust und dachte nach. Nach einer Weile sagte sie: „Ob der Fredy schon eines gesehen hat?“

Fredy wohnt zwei Häuser entfernt. Er hat eine kleine Schwester, die Gaby. Die macht immer einen so putzigen Knicks, wenn sie mich sieht. Fredy ist schon sehr erhaben über seine Schwester, sie geht nämlich erst in die erste Klasse und Fredy schon in die fünfte.

„Nein, Fredy hat bestimmt noch kein Gespenst gesehn“, meinte ich.

„Woher weiß er dann, wie ein Gespenst aussieht?“

„Höchstens aus einem Bilderbuch.“

„Und da haben Gespenster ein Bettuch um und stecken eine Taschenlampe in den Mund und machen ‚buuuuuuh’?“

Dieses Buuuh klang so komisch aus dem kleinen Katzenmaul, daß ich lachen mußte. Musch aber schüttelte ihren runden Katzenkopf über mein Gelächter.

„Das ist ganz ernst, Tonerl, Fredy will ein Gespenst werden und vor der Gaby ‚buuuh’ machen.“

Dann erzählte mir Musch, was Fredy vorhatte.

Angefangen hatte es damit, daß Fredy und der lange Heini und ein paar Buben nach dem Schulweg noch vor unserem Haus gestanden und sich über elektrische Eisenbahnen unterhalten hatten. Nicht über die echten, sondern über Modelleisenbahnen. Musch hat das nicht sehr interessiert, aber sie hatte eben nichts Besseres zu tun, als zuzuhören.

Der einzige, der wirklich eine große Modelleisenbahn zu Hause hat, ist der lange Heini. Alle sagen langer Heini zu ihm, weil er so in die Höhe geschossen ist und fast nur aus langen Beinen und einem langen Hals besteht.

Eigentlich gehört aber die Eisenbahn gar nicht ihm, sondern seinem älteren Bruder, und der lange Heini darf nur damit spielen, wenn sein älterer Bruder dabei ist. Der hat aber schon eine Stellung als Mechaniker und kommt erst abends heim. Also, Heini erzählte und erzählte von

der Modellbahn seines Bruders, und die Buben wurden immer neugieriger, sie zu sehen.

Heini meinte, sie könnten seinen Bruder in der Werkstatt besuchen und fragen, ob sie alle abends kommen und mit der Eisenbahn spielen dürften. Die Buben waren begeistert. Vor allem Fredy, dessen ganzer Traum so eine Eisenbahn ist.

Also liefen sie zu dem Bruder und fragten ihn. Der hatte tatsächlich Zeit. Das erfuhr die Musch dadurch, daß Fredy heimgerannt kam und schon unter der Tür die Mutter mit der Frage überfiel: „Mutti, darf ich heute abend zum Heini? Sein Bruder zeigt uns seine große Modelleisenbahn. Die anderen von der Klasse kommen auch!“

Gaby stand neben der Mutter und hielt deren Hand. Und bevor die Mutter etwas sagen konnte, rief sie dazwischen: „Mutti, die will ich auch sehn.“

Fredy entgegnete herablassend: „Das ist zu spät für dich, und außerdem verstehst du nichts davon, dafür bist du zu klein.“

Gaby zog eine Schnute.

Da sagte die Mutter: „Ich fürchte, Fredy, du kannst auch nicht hin.“

„Aber warum? Um acht Uhr ist's doch noch nicht so spät, und ich bin ganz bestimmt um neun Uhr wieder zu Haus.“

„Aber Fredy, du weißt doch, daß Vater und ich heute bei Doktor Reinhard eingeladen sind. Wir fahren in einer halben Stunde weg und kommen erst spät abends zurück. Du mußt dich heute um deine Schwester kümmern.“

„Das werde ich ja – bis acht Uhr – das genügt doch! Ich bringe Gaby ins Bett und geh dann zum Heini.“

„Nein, du darfst nicht weggehen!“ Gaby machte Miene

zu weinen. „Ich fürchte mich allein! Mutti, Fredy soll nicht weggehen!“

Fredy versuchte schnell, Gaby bei ihrer Ehre zu packen. „Gaby, schäm dich! Als ich so alt war wie du, da bin ich immer allein geblieben!“

„Ganz abgesehen davon, daß das nicht wahr ist, Fredy“, schaltete sich die Mutter dazwischen, „wäre es mir eine Beruhigung, wenn du zu Haus bist, solange wir weg sind.“

„Ich hab’s aber doch schon ausgemacht“, maulte Fredy, „und wenn ich wegen Gaby absage, dann lachen mich alle aus und sagen, ich sei eine Kinderschwester.“

„Das ist egal, was die sagen. Du bleibst hier und bringst Gaby um sieben Uhr ins Bett, und dann kannst du ja noch eine Stunde lesen.“

Gaby bettelte: „Fredy, bleib da! Wenn du da bist, fürchte ich mich nicht.“

Fredy wurde wütend: „Ich möchte wissen, wovor du dich fürchtest! Du bist eine dumme Gans!“

„Fredy!“ warnte die Mutter.

„Ach, Gaby kann doch ins Bett gehn, und ich komme dann um neun wieder heim. Was soll denn da passieren!“

Aber Gaby fing zu heulen an: „Ich bleibe nicht allein! Die Inge hat gesagt, in Parterrewohnungen steigen Räuber ein. Und wir wohnen parterre!“

„Ach Quatsch! Mutti, sag doch auch, daß das Quatsch ist! Wir haben doch Rolläden vor dem Fenster, und überhaupt – was will denn ein Räuber schon bei uns! Du siehst ja Gespenster!“

Doch Gaby heulte nur noch mehr.

„Ich fürchte mich auch vor Gespenstern!“

„Die gibt’s doch gar nicht!“ brüllte Fredy.

„Ich will jetzt keine Streiterei. Du bleibst daheim und damit punktum", sagte die Mutter sehr energisch. „Schäm dich, Fredy, daß dir so wenig an deiner kleinen Schwester liegt!"

„Aber ich –"

„Du tust, was ich gesagt habe. Ich hätte ja keine ruhige Minute, wenn ich das Kind mit seiner Angst in der Wohnung allein wüßte. Du sagst dem Heini ab!"

Nun, man kann sich denken, wie enttäuscht und wie wütend Fredy auf seine Schwester war. Er ging zum langen Heini hinüber. Musch, für die das inzwischen spannend geworden war, hinterdrein.

Heini reagierte genauso, wie Fredy es vorausgesehen hatte. „Deine Schwester ist doch kein Säugling mehr, daß sie eine Kinderfrau braucht!"

„Wenn sie doch Angst hat! – Ich sag dir, Heini, wünsch dir nie eine Schwester."

„So was ging mir gerade noch ab! Aber eines wüßte ich sicher: Die Angst würde ich ihr abgewöhnen! Du kannst doch nicht dein ganzes Leben lang daheim bleiben, nur weil sich deine Schwester fürchtet!"

„Aber was soll ich denn machen? Mädchen fürchten sich immer!"

„Die Schwester vom Otto, die fürchtet sich überhaupt nicht. Die hat Schneid – da staunst du nur so!"

„Der Otto wohnt im dritten Stock. Aber wir wohnen parterre, und da meint sie, Räuber kämen rein."

„Und wenn du ihr zeigst, daß alles fest zugesperrt ist und daß niemand hereinkommen kann?! Dann braucht sie sich doch nimmer zu fürchten."

„Habe ich schon getan. Dann sagt sie, sie fürchtet sich vor Gespenstern."

„Ach geh, die gibt's doch nicht!"

„Bring du das der Gaby bei!"

„Und wenn du sie recht auslachst?"

„Das nützt nichts." Fredy war ganz niedergeschlagen.

„Du – ich weiß was!" Dem langen Heini war eine Idee gekommen. „Wir erscheinen bei ihr als Gespenster, und wenn sie sich recht fürchtet, dann tun wir die Verkleidung runter und lachen sie aus. Wetten, daß sie sich das merkt!"

„Und wenn sie das der Mutti erzählt, gibt's einen Riesenkrach."

„Achwo, das ist doch eine Erziehungsmaßnahme, die nur gesund ist. Dankbar wird dir deine Mutter dafür sein."

„Ich weiß nicht recht." Sehr geheuer war Fredy der Gedanke nicht.

Da sagte der lange Heini hochmütig: „Bitte, wie du meinst. Von mir aus kannst du dein Leben lang Kinderschwester spielen – mir kann's egal sein."

Das gab den Ausschlag.

„Wie wollen wir denn Gespenster spielen?" lenkte Fredy ein.

„Ganz einfach: Du bringst Gaby ins Bett. Und wenn's soweit ist, gibst du uns ein Zeichen, daß wir kommen können. Ich sag's den andern inzwischen. Kannst ja mit der Taschenlampe blinken. Und dann machst du uns die Tür auf, und wir kommen ganz leise rein. Wir binden uns ein paar Leintücher um und stecken brennende Taschenlampen in den Mund – das sieht im Dunkel gräuslich aus, sage ich dir – und dann machen wir ‚buuh' und rasseln mit einer Kette, und dann gehn wir zu ihr rein. Da machen die anderen bestimmt mit, das gibt einen Spaß, sage ich dir –"

Soweit erzählte Musch. Ich muß sagen, daß ich über diese Geschichte einigermaßen entsetzt war. Das arme

Kind konnte durch solch eine Dummheit einen derartigen Schreck bekommen, daß es zeitlebens stottert oder sonst irgendeinen Schaden davonträgt. Ich überlegte: Gabys Eltern waren jetzt schon weggefahren. In ungefähr zwei Stunden würde die Gespensterei losgehn.

Auch Musch dachte nach. „Soll ich mich in den Hausgang setzen und die Buben ganz schrecklich kratzen, wenn sie als Gespenster kommen?“

„Das wird nicht viel nützen, sie werden dich verjagen oder fangen und dann trotzdem ihr Vorhaben ausführen. Wir müssen uns etwas anderes ausdenken, etwas, das den Kindern einen Denkzettel gibt! Vielleicht kann ich mit Gaby gemeinsam etwas unternehmen.“ Ich schaute in

den Hof hinaus. Tatsächlich, Gaby spielte dort. Ich beschloß, meinen Papierkorb in die Abfalltonnen zu leeren und dabei ganz zufällig Gaby zu treffen.

Gaby machte wieder ihren drolligen Knicks, als sie mich sah.

„Na, Gaby, wie geht's dir denn?" fragte ich einleitend.

„Gut."

„Ich habe gehört, daß du ein Angsthase bist. Stimmt das?"

Gaby wurde rot. „Wenn die Mutti weggeht und Fredy auch und . . . Aber Mutti hat gesagt, Fredy darf nicht weggehn."

„Weißt du, daß er deswegen sehr zornig ist?"

„Wenn ich mich doch fürchte!" Schon wieder zog sie ihre weinerliche Schnute.

„Jetzt gib mal acht. Zufällig weiß ich, daß Fredy sich was ausgedacht hat, um dir das Fürchten abzugewöhnen. Und ich meine, wir zwei denken uns jetzt auch was aus. Aber du mußt schweigen können. Kannst du das?"

Gaby nichte und machte große Augen.

„Glaubst du an Gespenster?"

„Ich – ich weiß nicht."

„Hör mal gut zu: Es gibt keine Gespenster, und drum gibt's auch gar nichts zu fürchten. Fredy will dir zeigen, daß Gespenster Unsinn sind. Er will mit seinen Freunden bei dir heute abend Gespenster spielen, und wenn du dann recht erschrickst, will er dich auslachen. Läßt du dich gerne auslachen?"

„Nein, Herr Pfister, aber . . ."

Gaby hörte nicht auf, große ängstliche Augen zu machen. Doch ich fuhr fort: „Es ist viel besser, wenn du ihn auslachst, statt umgekehrt. Wenn die Buben in weißen

Tüchern kommen und Gespenster spielen, dann stehst du auf und sagst ganz laut: ‚Wie seid ihr aber komisch! Meint ihr, daß ich mich vor einem solchen Unsinn fürchte?' Und dann stehen sie recht dumm da."

Gaby schaute mich bestürzt an. Sie schluckte zweimal, dann sagte sie: „Wenn die aber reinkommen und mir was tun?"

„Was sollen sie dir denn tun? Nichts. Das erlaubt schon Fredy nicht."

Gabys Stimme wurde weinerlich: „Doch, der erlaubt's. Und dann... und dann..." Tränen kamen ihr. „Ich fürchte mich doch auch, wenn ich's weiß – ich fürchte mich auch immer beim Kasperltheater, obwohl ich weiß, daß es bloß Puppen sind." Und jetzt heulte sie richtig.

Hm – was konnte ich denn da machen? Ich wollte doch so gern, daß die Burschen richtig hereinfielen! Ich streichelte Gaby und sagte: „Und wenn ich mich vor dein Fenster stelle, so daß du mich nur zu rufen brauchst – ich bin sicher da!"

„Und wenn Sie nicht dastehn?" Die Tränen kullerten nur so. Da fiel mir noch was Besseres ein.

„Gib acht – du gehst ins Bett, das heißt, du tust nur so. Dann ziehst du dich schnell an und steigst zum Fenster zu mir raus. Dann sind wir zu zweit. Und die Buben machen ihren ganzen Zauber umsonst vor deinem leeren Zimmer. Was meinst du? Und wenn sie dann rauskommen, lachen wir sie aus. Das gibt einen Mordsspaß!"

Die Tränen fingen an zu versiegen. Aus dem Bett herauszusteigen und mit mir den Fredy auszulachen, schien ihr schon lustiger.

„Spielen wir dann auch Gespenster?" fragte sie vorsichtig.

Ich nickte. Sie wischte sich energisch mit beiden Händen die letzten Tränen weg.

„Ich möchte auch ein Gespenst sein!“

„Du wirst für die Buben das allerbeste Gespenst sein, das es gibt, wenn sie dich vergeblich in deinem Zimmer suchen und du von draußen buhst.“

„Buuuuh“, machte Gaby und war nun ganz bei der Sache. Als ich wieder in meine Wohnung kam, erschrak ich bis ins Mark. Schaurige Töne drangen mir entgegen. Ganz hohes „hihihihi“ und dann gräßliches Katzengeschrei und dann wieder schauriges Fauchen. Ich stürzte in mein Zimmer. Wer saß da mit gestrecktem Hals und brüllte vor sich hin? – Musch!

„Um Himmelswillen“, schrie ich, „was ist denn passiert?!“

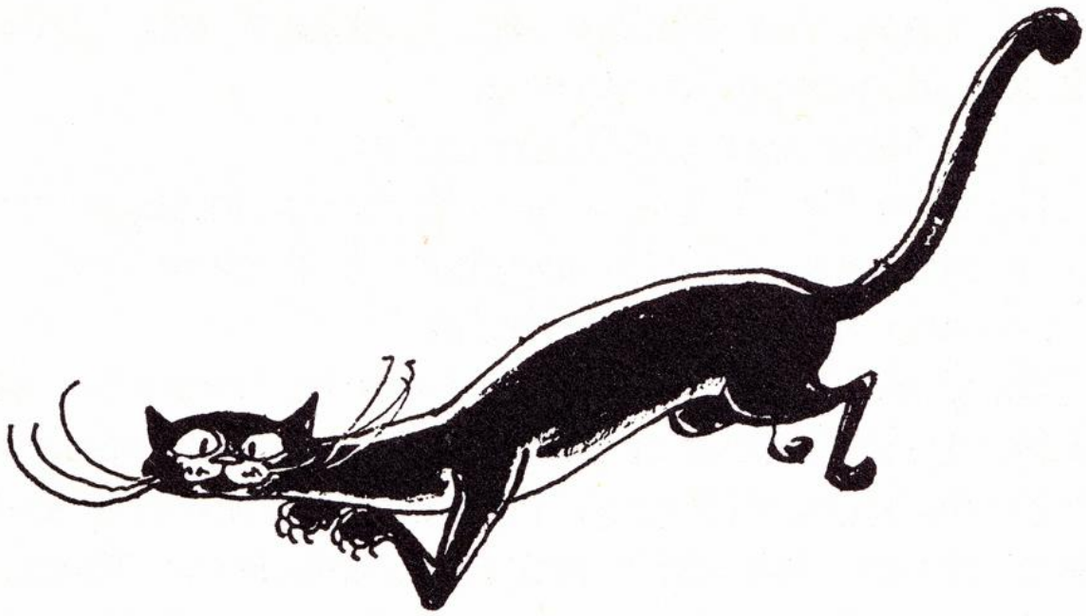
Todernst antwortete Musch: „Sei still – ich übe Gespenst.“

„Ja – willst du denn auch Gespenster spielen?!“

„Und ob! Aber nicht für Gaby, sondern für Fredy.“

Es war einer jener Herbstabende, an denen es früh dunkelt. Um sieben Uhr stand ich vor Gabys Fenster. Musch neben mir. Zehn Minuten später öffnete sich das Fenster und Gaby krabbelte heraus. Ich hob sie herunter, und wir drei versteckten uns hinter einer Sandkiste. Um halb acht Uhr blinkte Fredy dreimal mit der Taschenlaterne. Vom Haustor gegenüber lösten sich Bubengestalten und sprangen über die Straße. Fredy ließ sie zur Haustür herein, die um diese Stunde schon zugesperrt war. Und – niemand hat's gesehen! – Musch quetschte sich mit durch die Tür.

Fredy händigte der Bande weiße Tücher aus, ein paar Topfdeckel zum Scheppern und eine alte Eisenkette.



Ganz leise verkleideten sie sich. Nur ab und zu hörte man ein Kichern, das aber gleich mit „bst!“ unterdrückt wurde.

Die Freunde hatten kleine Taschenlampen mitgebracht und probierten aus, wie es im Dunkeln wirkte, wenn man sie angeknipst in den Mund steckte. Die rot leuchtenden Backen wirkten schaurig. Zufrieden schlichen sie vor Gabys Türe, die Taschenlampen einsatzbereit in der Hand.

Plötzlich tat Fredy einen nur mühsam unterdrückten Schrei: „Au – mich hat was gekratzt!!“

„Spinn doch nicht!“ fuhr ihn Heini zischelnd an. „Wer soll dich denn kratzen?“

„Doch – da läuft was!“ flüsterte ein zweiter.

„Ihr fürchtet euch wohl vor euch selber – ihr seid saubere Gespenster!“ höhnte leise der lange Heini. „Los – rasseln – und buuuh machen!“

Ein dumpfes, langgezogenes „buuuh“ kam aus vier Bubenkehlen. Die Kette rasselte an einem Topfdeckel entlang.

Da ließ Musch aus der Küche ein langgezogenes „Hiiii-hiiii“ ertönen. Die Buben erstarrten.

„Was war das?“

Sie standen und horchten. Ganz still war es.

„Los, machen wir weiter, das ist vielleicht von der Straße draußen gekommen. Rasseln!!“ flüsterte der Heini.

Die Kette rasselte wieder über den Topfdeckel. Dann horchten die Buben wieder.

„Deine Schwester schläft ja ziemlich fest, sie rührt sich nicht“, meinte der eine.

In dem Moment aber schepperte es in der Küche. Eine Tasse fiel zu Boden.

„Mensch –, ist bei dir jemand?“ Diesmal war auch Heini erschrocken.

„Unsinn, bei mir ist niemand“, versicherte Fredy.

„Das war doch in eurer Küche!“

„Ich weiß auch nicht, vielleicht hat was dumm dagestanden und ist jetzt runtergefallen.“ Fredys Stimme fing an zu zittern. Wenn er nur Licht hätte machen können! Aber er wollte doch nicht den Spaß verderben und dann auch noch für seine Angst ausgelacht werden.

„Machen wir weiter!“ sagte er deshalb, viel forscher als ihm zumute war.

Gaby war's draußen inzwischen etwas langweilig. Sie wollte doch auch Gespenster spielen! Was die da drin nur machten? Um ihre Ungeduld etwas zu bändigen, erlaubte ich ihr, jetzt recht laut ihr „buuh" zu schreien. Nun, das klang weniger wie ein Gespenst, sondern war ganz und gar Gaby. Ich dachte schon, daß die drinnen jetzt das Spiel durchschauen müßten, nachdem sie doch wohl deutlich Gabys Stimme von der Straße hörten. Aber die kamen gar nicht auf die Idee.

Fredy hörte zwar das „Buuuuh" und sagte auch: „Das hat jetzt geklungen, wie wenn es Gaby gewesen wäre!"

Aber der lange Heini meinte gleich: „Das ist doch von der Straße gekommen, Gaby kann doch nicht auf der Straße sein!"

Musch warf in der Küche einen Deckel auf den Boden. Die Buben fuhren zusammen.

„Es ist doch jemand in der Wohnung!" schrie einer. Fredy konnte sich vor Schreck nicht rühren. „Vielleicht – vielleicht – ist es Gaby", stotterte er.

„Dann los in ihr Zimmer! Dann sehen wir's schon, ob sie im Bett ist." Heini fing nun mit den Deckeln zu klappern und scheppern an, als wollte er alle Geräusche der Welt übertönen. Das brachte wieder Leben in die Buben. Sie stürzten in Gabys Zimmer.

„Wir sind die Gespenster, wir wollen die Gaby", rief der lange Heini mit einer Nikolausstimme. Aber im Bett rührte sich nichts.

„Gaby!" schrie da Fredy, „Gaby!" Und als sich immer noch nichts rührte, stürzte er auf das Bett und tastete es ab.

„Gaby ist gar nicht da!" Er sprang zum Lichtschalter. Tatsächlich, das Bett war leer. Er rannte schnell durch die ganze Wohnung.

„Gaby! Gaby!“ rief er dabei, und die Angst saß ihm hörbar in der Kehle.

Aber nirgends eine Gaby. Eine zertrümmerte Tasse lag auf dem Küchenboden, ein Deckel – das Fenster war sperrangelweit auf – sonst nichts.

Totenbleich kam er zurück. „Gaby ist weg!“

„Dann haben wir doch richtig gehört, da war jemand in der Wohnung“, sagte einer schaudernd.

„Vielleicht hat der deine Gaby gestohlen“, flüsterte ein anderer.

„Der Schrei vorhin war vielleicht wirklich der letzte Schrei von deiner Schwester“, meinte der dritte.

Jetzt fiel nochmals polternd ein Topfdeckel in der Küche herunter! Die Buben schrien auf: „Hilfe! Hilfe! Da ist jemand!“

„Gaby! Gaby! Meine Gaby!“ rief Fredy.

Zwei stürzten zur Tür und jammerten: „Wir wollen heim."

Und nochmals kam es unheimlich aus der Küche „Hiiiii – hiiiii!"

Da rannten alle zur Tür, als stünde das Haus hinter ihnen in Flammen. Sie rissen die Tür auf und drängten und stolperten ins Freie, wachsbleich, schotternd, mit angstgeweiteten Augen.

Ich sah sie herauskommen und trat ihnen in den Weg.

„Hoppla, was ist denn mit euch los?" fragte ich gemütlich.

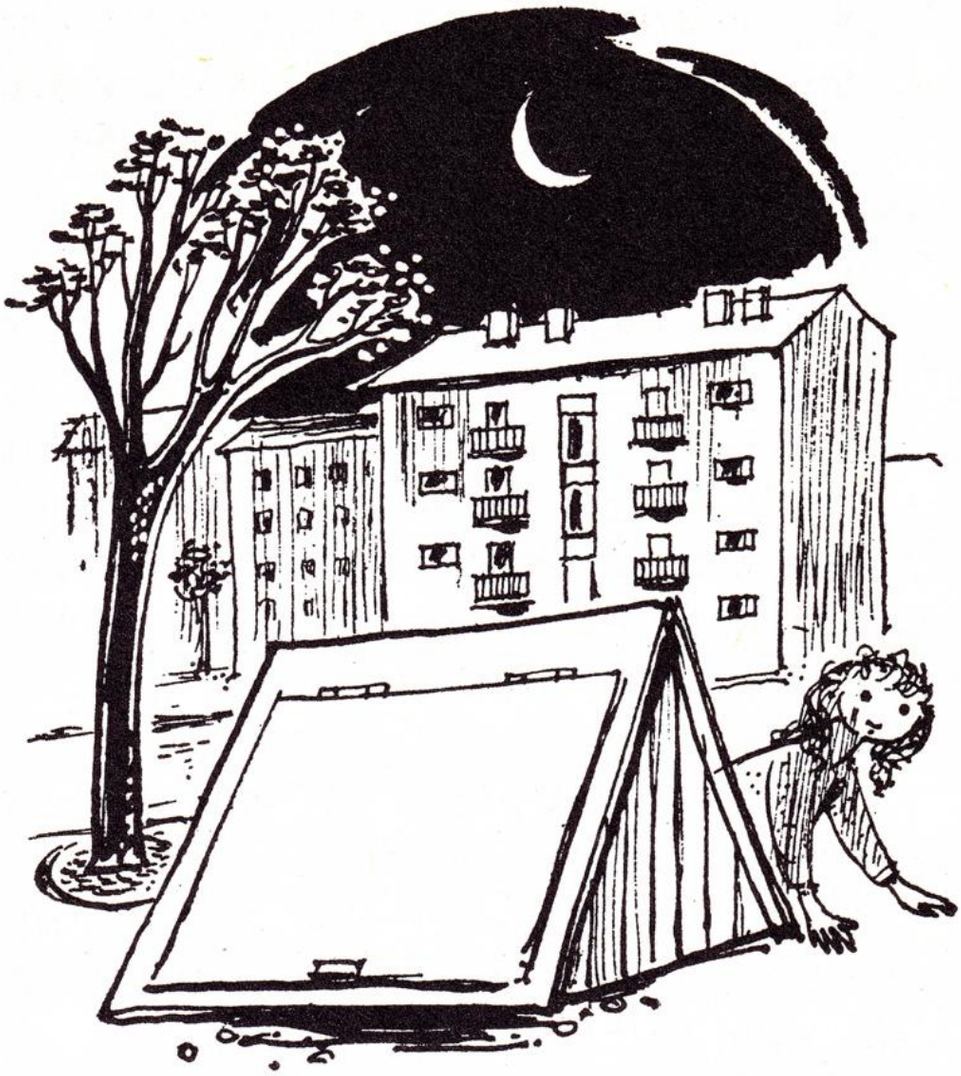
Alle riefen durcheinander: „Herr Pfister, Gaby ist gestohlen worden! In der Wohnung ist jemand! In der Wohnung geistert's!" Da standen die Helden, noch in den Leintüchern! Sie sahen ordentlich komisch und keineswegs geisterhaft aus.

„Schade um die sauberen Leintücher", sagte ich milde. Fredy riß sich das Tuch herunter. Er weinte fast: „Meine Gaby ist weg, und ich hätte auf sie aufpassen sollen! Helfen Sie mir doch suchen!"

„Gaby ist weg?" fragte ich scheinheilig und schaute vorsichtig zur Sandkiste, hinter der sie sich versteckt hielt.

Inzwischen hatte sich der lange Heini etwas gefaßt. Er machte einen Vorschlag: „Wir suchen die Gegend ab: Zwei von uns laufen die Straße nach dieser Richtung runter und zwei nach der anderen Seite. Und dann um den Block rum. In zehn Minuten treffen wir uns hier wieder, dann beraten wir weiter."

Die Buben rannten einfach davon und ließen mich stehen. Hinter die Sandkiste zu schauen, darauf war in der Eile keiner gekommen. Und so hatten wir zwei also zehn Minuten Zeit. Ich half der Gaby wieder zum Fenster rein



und schärfte ihr ein, ganz erstaunt zu sein, wenn die Buben in zehn Minuten zu ihr kämen. Daß sie kämen, dafür wollte ich schon sorgen.

Es klappte alles wie am Schnürchen. In zehn Minuten kamen alle wieder atemlos angerannt. Natürlich hatten sie keine Spur entdecken können.

Fredy war ganz außer sich. „Nirgends haben wir Gaby gefunden!“

„Vielleicht kann ich euch helfen“, sagte ich, „aber ihr müßt mir zuerst sagen, was los war.“

„Wir wollten Gaby erschrecken", rückte Heini heraus.

„Wir wollten Geister spielen, und dann ist es plötzlich so komisch gewesen in der Wohnung. Ganz unheimlich hat jemand geschrien, und in der Küche ist's Geschirr heruntergefallen."

„Ach so", verspottete ich sie, „und da haben sich die Gespenster vor den Gespenstern gefürchtet?"

„Aber Gaby war doch dann weg!" schrie Fredy.

„Hm" – Ich schaute sie mir alle der Reihe nach an –, „könnte es nicht sein, daß ihr vor lauter Angsthaserei gar nicht richtig ins Bett geschaut habt – vielleicht schläft Gaby ganz brav? Vielleicht sollten wir nochmal nachschauen?"

„In die Wohnung geh ich überhaupt nicht mehr rein", wehrte sich der lange Heini.

„Na, na – ein Held scheinst du mir nicht gerade zu sein. Ich denke, wir schauen zuerst nochmals genau nach, ob Gaby nicht doch in der Wohnung ist."

„Aber wenn ich doch genau gesehen habe, daß das Bett leer war!" entgegnete Fredy.

„Schaun wir mal – ich geh voraus!" sagte ich und ging einfach auf das Haus zu. Die Buben folgten mir zögernd. Fredy sperrte auf.

„Wo schläft Gaby?" fragte ich.

Stumm deutete Fredy auf die Tür. Ich öffnete die Tür und rief: „Gaby!"

Ganz ruhig antwortete Gaby: „Ja, was ist denn?"

Ihr hättet Fredy sehen sollen, wie der in Gabys Zimmer stürzte! Er umarmte sie. „Gaby, Gabilein!"

Die Buben standen etwas verstört unter der Tür.

„Tatsächlich – die ist im Bett!" flüsterte Heini, bis ins Mark erschüttert.

Da mußte Gaby lachen. Sie platzte los: „Ihr seid aber komisch!“

„Wo warst du?“ riefen die Buben durcheinander.

Gaby konnte vor Lachen kaum reden. „Ich?“ fragte sie nur mal zwischendurch und fing gleich wieder zu lachen an. Da kam ich ihr zu Hilfe.

„Ich glaube“, sagte ich, „daß euch Gaby ein viel schöneres Gespenst vorgespielt hat, als ihr es alle miteinander fertiggebracht habt. Ihr seid aber Helden! Wollen der kleinen Gaby Angst machen und fürchten sich selber wie kleine Kinder!“

Der Fredy konnte sich nicht fassen. „Gaby – du hast Gespenst gespielt?“

„Ja – so: buuuhh“, und sie machte ihr schönstes Gespensterbuuuuh.

„Mensch, der sind wir aber schön auf den Leim gegangen!“ stöhnte Heini.

Fredy war richtig kleinlaut. „Gaby – erzählst du alles den Eltern?“

„Ich weiß nicht!“ Die kleine Gaby legte etwas kokett ihr Köpfchen schief.

„Wenn du's nicht erzählst, dann – dann spiel ich mit dir morgen Kasperltheater.“

„Ganz lang?“

„Ganz lang.“

„Und – du spielst nie mehr Gespenster?“

„Nie mehr.“

„Ehrenwort?“

„Ehrenwort.“

Nun, jetzt war ja alles in bester Ordnung, und ich konnte gehen.

„Also – auf Wiedersehen!“ sagte ich.

Da sprang Musch aus der Küche.

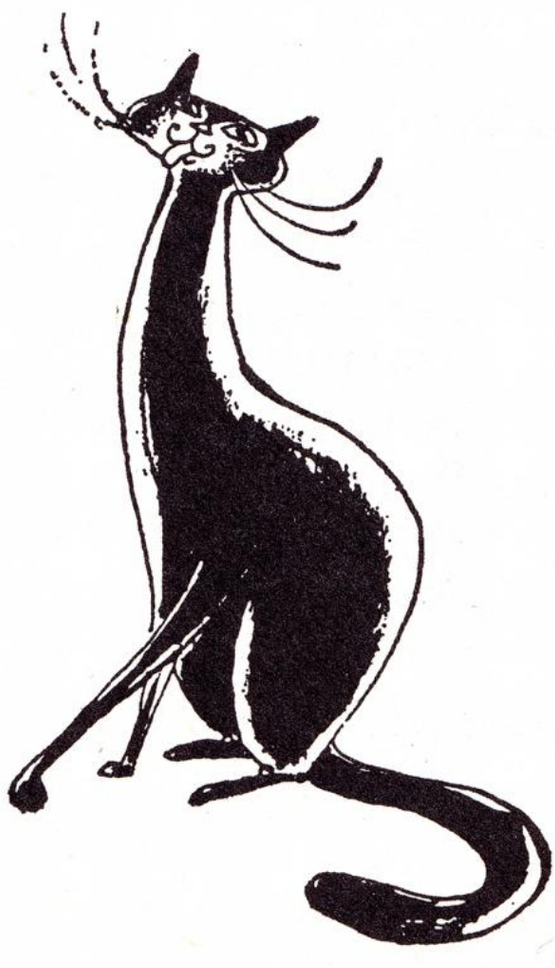
„Ja, Musch – wo kommst denn du her?“ tat ich harmlos.

„Miau“, machte die Musch bloß.

„Bist eine brave Musch – komm, wir können hier gehen!“ Folgsam trottete sie neben mir her.

„Du Nachtgespenst du!“ sagte ich ganz leise, als wir die Tür hinter uns geschlossen hatten.

Ihr dürft mir glauben, daß seit dieser Geschichte Gaby eine ganz große Nummer bei den Buben hat. Sie sagt jetzt auch nichts mehr vom Fürchten. Es gefällt ihr nämlich, nicht mehr als Zimperliese zu gelten. Und Musch, die war so übermütig über den schön gelungenen Gespensterstreich, daß sie die tollsten Sprünge in meiner Wohnung aufführte und dazu immer wieder ihren Gespensterschrei ausstieß. Den allerdings mußte ich ihr sehr bald wieder verbieten – sonst fange ich noch selber an, mich zu fürchten – und das wäre doch wirklich allerhand!



Ein Fahrradschlüssel verschwindet

Also, bei dieser Geschichte ist mir wirklich nichts anderes übriggeblieben, als Musch zu bestrafen. Ich habe sie in die Besenkammer gesetzt, jawohl!

Natürlich – Musch ist eine Katze und weiß nicht immer genau, was für einen Schaden sie mit so einer Katzenteufelei anrichten kann, aber Strafe mußte diesmal trotzdem sein. Ich mag nun mal Bosheit nicht leiden. Übrigens glaube ich, daß ihr auch meiner Meinung seid, wenn ihr die Geschichte gelesen habt.

Habe ich euch schon erzählt, daß ich ein Fahrrad habe? Kein besonders schönes, aber es tut seine Dienste, wenn ich an einem Sommertag Lust habe, ein wenig aus der Stadt hinauszuradeln .

Dazu hatte ich eines Tages große Lust. Und weil ich besonders guter Laune war, schlug ich Musch vor, sich hinten auf den Gepäcksattel zu setzen.

Na, ich kann euch sagen, sie freute sich närrisch. Sie konnte es kaum erwarten.

Aber gerade als wir aufbrechen wollten, läutete es.

Musch sagte gleich: „Mach nicht auf, Tonerl. Sonst kommt jemand, der dich aufhält, und dann wird's mit dem Radeln nichts!"

Sie schmeichelte mir richtig um die Beine. „Mach nicht auf, Tonerl, miau!"

„Geh, Musch, wer sollte mich denn aufhalten? Vielleicht ist es der Geldbriefträger, und da wäre es doch schade, wenn ich nicht aufmachen würde!“

Und damit ging ich zur Tür. Draußen standen der Maxl und der Peter.

„Na, was treibt denn euch zu mir?“

Maxl machte ein verlegenes Gesicht.

„Wir möchten nur fragen, Herr Pfister.“

„Und Sie um was bitten“, ergänzte Peter.

„Kommt nur rein, ich will zwar eben weggehen –“

Die Buben stolperten herein.

„Also, was ist denn?“ ermunterte ich die beiden.

Maxl holte tief Atem. „Herr Pfister, wir haben bis jetzt unsere Aufgaben gemacht, wir hatten soviel auf und . . .“ Er schaute hilfesuchend Peter an.

Ich wunderte mich etwas, denn sonst ist Maxl keineswegs so schüchtern.

Peter ergänzte: „. . . und da ist's jetzt so spät geworden, und wir müßten dringend irgendwohin.“ Peter sah auf Maxl.

Der schluckte und sagte: „Wir – wir haben nämlich ein Klassenspiel, ein ganz wichtiges . . .“

„Ja – gegen die B-Klasse!“ half wieder Peter.

„Gegen die B-Klasse“, wiederholte der Maxl. „Und bis zum Fußballplatz sind's zwanzig Minuten zu Fuß, und mit dem Rad wären es nur fünf Minuten.“

„Ihrem Rad passiert bestimmt nichts!“ wurde Peter jetzt deutlicher.

Ich verstand. „Ihr wollt euch mein Rad leihen. Ich will aber selbst gerade mit Musch spazierenradeln.“

„Mit Musch?“ Die Buben sahen sich an.

Dann fing Maxl wieder an: „Könnten Sie nicht morgen

auch mit Musch fortradeln? Wir brauchten das Rad so notwendig, mein Hinterreifen hat ein Loch."

Ich mußte lachen, wie sie da so vor mir standen, der eine mit seinem blonden Schopf und der andere mit dem braunen. Beide hatten rote Ohren.

„Ihr könnt doch nicht zu zweien auf einem Rad fahren, da werdet ihr ja bestraft", meinte ich dann.

„Ach wo, wir . . ." Maxl wußte nicht weiter.

„Wir haben für mich ein anderes Rad", sagte darauf schnell Peter.

„Bitte schön, Herr Pfister", bettelte Maxl. „Sie haben mir's doch schon früher einmal geliehen und . . ."

„Ja, weißt du, Maxl", zögerte ich, „ich seh das schon ein mit dem wichtigen Fußballspiel, aber . . ."

In dem Augenblick fauchte Musch und schoß auf Peter los, und ehe wir überhaupt was dagegen tun konnten, versetzte sie ihm einen Kratzer, daß das Blut nur so über sein nacktes Knie lief. Peter schrie auf.

Da packte ich Musch und schüttelte sie: „Was fällt dir eigentlich ein?!"

Sie fauchte und machte ihr böses Raubtiergesicht.

„Gut", sagte ich kurzentschlossen, „ihr könnt das Rad haben. Hier ist der Radschlüssel. Es steht im Keller."

Ihr hättet Musch sehen sollen! Wenn ich sie nicht beim Kragen gehabt hätte, sie wäre auch auf mich losgegangen.

„So kenne ich die Katze ja gar nicht", wunderte sich Maxl, während Peter vorsichtshalber zwei Schritte zurückwich.

„Geht nur zu", forderte ich sie auf, „sonst kommt ihr trotz Fahrrad noch zu spät. Und was ich wegen des Schlüssels sagen muß: Das Radschloß schnappt von allein ins

Schloß, wenn ihr's absperren wollt. Ihr braucht den Schlüssel nur zum Aufsperren."

Nun, die beiden kannten diese Art Schlösser, und froh, daß sie ihren Willen hatten, liefen sie davon.

Als sie draußen waren, hielt ich Musch ein Standpauke.

„Das ist das letzte Mal, daß du hier in meiner Wohnung jemand kratzt! Ich gehe jetzt ohne dich spazieren!"

Musch hatte die Ohren noch immer ganz flach nach hinten gelegt.

„Ich hab gesagt, du sollst die Tür nicht aufmachen", fauchte sie.

„Und ich hab dich schon einmal bestraft, weil du hier jemand gekratzt hast. Erinnere dich an Ulrike und die Folgen! Aber diesmal geh i c h und laß d i c h allein! Weiß nicht, wann ich nach Hause komme!"

Ich setzte meinen Hut auf.

„Miau, geh nur. Ich geh auch."

„Und wohin gehst du diesmal?"

„Weiß nicht. In den Keller. Fange Mäuse."

„Du, hör mal: Im Keller sind jetzt die Buben und holen das Rad. Wenn du deren Beine mit denen einer Maus verwechseln solltest, dann . . ." Ich erhob meine Stimme drohend.

Musch aber trottete zur Tür und sagte, ohne sich umzuschauen: „Ich sehe nur nach, ob die beiden das Radschloß aufbringen, miau!" Und weg war sie.

Ich ging auch. Und ahnte nicht, zu was Musch fähig ist. Ich ahnte aber auch nicht, daß mich die beiden Buben nach Strich und Faden angelogen hatten. Und sie freuten sich gerade diebisch darüber, als Musch – noch einen ungeheuren Zorn im Bauch – in den Keller kam.

„Mensch, das hat ja prima geklappt!“ sagte gerade Peter. „Daß dir das mit dem Fußballspiel eingefallen ist, war großartig, Maxl!“

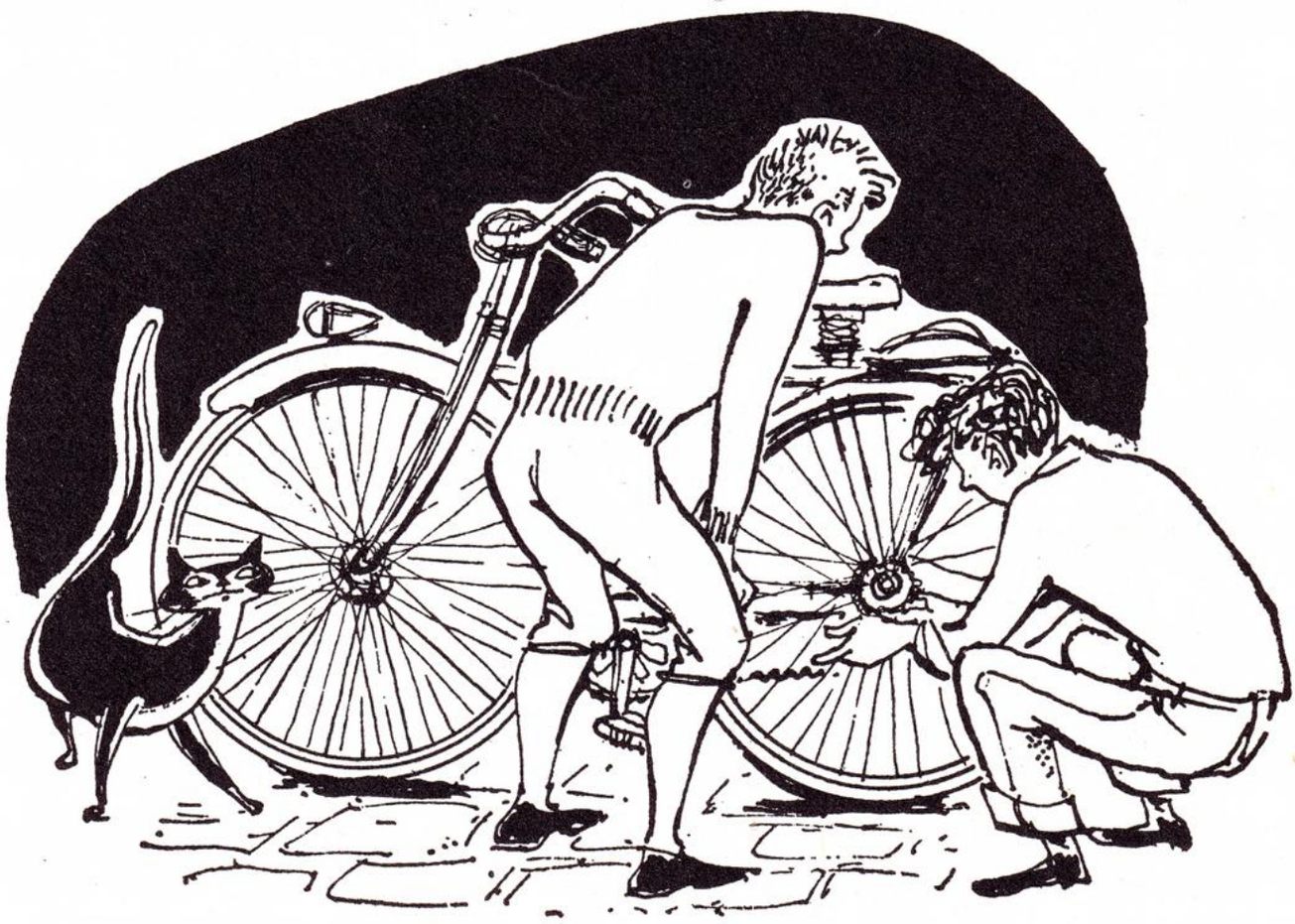
„Ich kann Herrn Pfister doch nicht sagen, daß wir ins Kino gehn wollen“, antwortete Maxl. „Wer weiß, ob der nicht dann meiner Mutter begegnet, und dann kommt's auf!“

„Was hast du denn daheim gesagt?“

„Daß ich zu dir gehe, Hausaufgaben machen.“

Da lachte Peter schallend: „Und ich hab gesagt, daß ich zum Hausaufgabenmachen zu dir geh!“

Maxl probierte am Schloß herum. „Es wäre ja alles viel einfacher gewesen, wenn das blöde Kino nicht ausgerechnet am anderen Ende der Stadt wär. Aber der ‚Wilde



Mustang' läuft nur da! – So, jetzt hab ich's Schloß auf. Los!"

„Wer radelt denn, und wer setzt sich hinten drauf?"

„Du setzt dich hinten drauf, Peter, aber erst, wenn wir um die Ecke sind. Wir haben doch gesagt, wir hätten noch ein zweites Rad!"

Das hörte Musch und sprang mit einem Satz dazwischen. Weil's aber so dunkel im Keller war, sah Peter nur einen Schatten und schrie auf: „Da ist was! Da ist grad was Dunkles gelaufen!"

Maxl fuhr hoch. Dabei klirrte es leise.

„Da – Maxl – da!" rief Peter.

Maxl sah genauer hin. „Das ist doch die Katze von Herrn Pfister!"

„Das ist aber ein scheußliches Vieh", rief Peter, dem die Angst immer noch in der Stimme saß. „Was hat übrigens vorhin so geklirrt? Ist dir was runtergefallen?"

„Ach wo – vielleicht hat die Katze mit was gespielt. Siehst du was liegen?"

Peter bückte sich tief, um bei der schlechten Beleuchtung besser den Boden absuchen zu können. Da sprang ihm Musch wieder mit einem Satz vor die Füße. Diesmal erschrak er nicht so sehr wie vorher, aber er fürchtete sich doch vor der dunklen Katze.

„Wird schon nichts gewesen sein", antwortete er deshalb rasch, „schnell – komm – los – gehn wir!"

Die beiden verließen eilig den Keller.

Musch hatte mit ihren Katzenaugen sehr wohl gesehen, was da geklirrt hatte: der Fahrradschlüssel. Und ihr zweiter Satz vor Peters Füße galt nicht Peter, sondern dem Schlüssel. Sie wollte nicht, daß er ihn wiederfand und setzte sich kurzerhand darauf.

Als die Buben weg waren, nahm sie den Schlüssel ins Maul und trug ihn in die Wohnung.

Die beiden fuhren vergnügt ins Kino. Dort angelangt, drückten sie das Fahrradschloß ordnungsgemäß zu, und weil man dazu ja keinen Schlüssel braucht, fiel ihnen auch nicht auf, daß er verschwunden war.

Es war schon dunkel, als sie aus dem Kino kamen, und höchste Zeit, heimzufahren. Sie mußten wie Rennfahrer loslegen, wollten sie vermeiden, daß ihr langes Ausbleiben zu Hause auffiel.

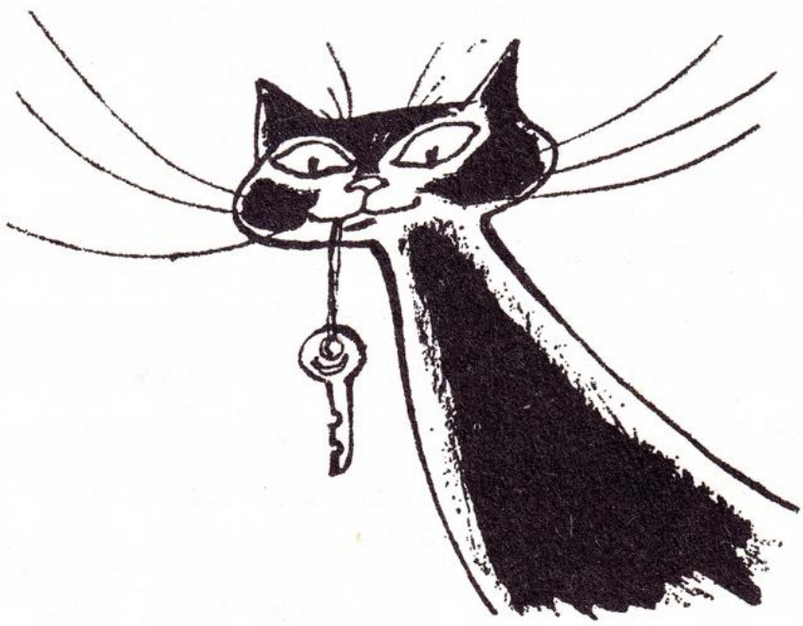
Aber als sie das Radschloß aufsperren wollten – war der Schlüssel nicht da.

Maxl suchte in allen Taschen. „Hab ich dir den Schlüssel gegeben?“

„Nein, ich habe ihn überhaupt nicht gehabt! Du wirst ihn doch nicht verloren haben?“

Peter half Maxl beim Suchen. Nichts.

Er lief nochmals ins Kino zurück, ob er da vielleicht abgegeben worden sei. Vergeblich.



„Was machen wir jetzt?“ Maxl war ratlos.

„Lassen wir das Rad stehen und fahren mit der Tram heim“, schlug Peter vor.

„Wir haben ja nicht mehr soviel Geld!“ Maxl hatte nur noch fünf Pfennige.

„Dann müssen wir schwarz fahren“, meinte Peter.

„Und das Rad und Herr Pfister? Was der uns erzählt! Nein, das geht nicht! Wir müssen das Rad wieder zurückgeben. Außerdem kommt alles doch auf, wenn wir sagen, daß das Rad noch vor dem Kino steht!“

Das leuchtete Peter ein.

„Aber wir müssen doch schnell nach Hause!“ rief er verzweifelt.

„Da bleibt uns nichts anderes übrig, als das Rad heimzutragen.“

„Dazu brauchen wir doch eine Stunde! – Und was sagen wir dann zu Hause?“

„Es fällt uns schon was ein. Los, Peter, nimm du's vorne bei der Lenkstange, und ich hebe hinten das Rad hoch.“

„Wenn uns jemand sieht, meint er, wir hätten das Rad gestohlen!“ warnte Peter.

„Laß sie meinen, was sie wollen – los!“

So liefen sie los. Peter lenkte vorne, und Maxl hielt das abgesperrte Hinterrad hoch. Nach einiger Zeit wechselten sie ab.

Es wäre alles gut gegangen, wenn nicht ein Schutzmann dahergekommen wäre, der dieses seltsame Paar verwunderlich fand. Das war doch ein abgesperrtes Rad, das diese Burschen im Schnellschritt transportierten!

„Hallo!“ rief der Schutzmann. „Moment mal!“

„Laufen wir!“ flüsterte Peter. Aber das Laufen half auch nichts mehr. Der Schutzmann vertrat ihnen den Weg.

„Was ist mit dem Rad los?!“

„Wir haben den Schlüssel verloren“, erklärte Maxl.

„So – ihr habt den Schlüssel verloren?! – Wem von euch beiden gehört denn das Fahrrad?“

„Mir gehört's nicht“, wich Peter aus.

„Dir nicht? So. Dann also dir“, wandte sich der Schutzmann an Maxl. „Wie heißt du?“

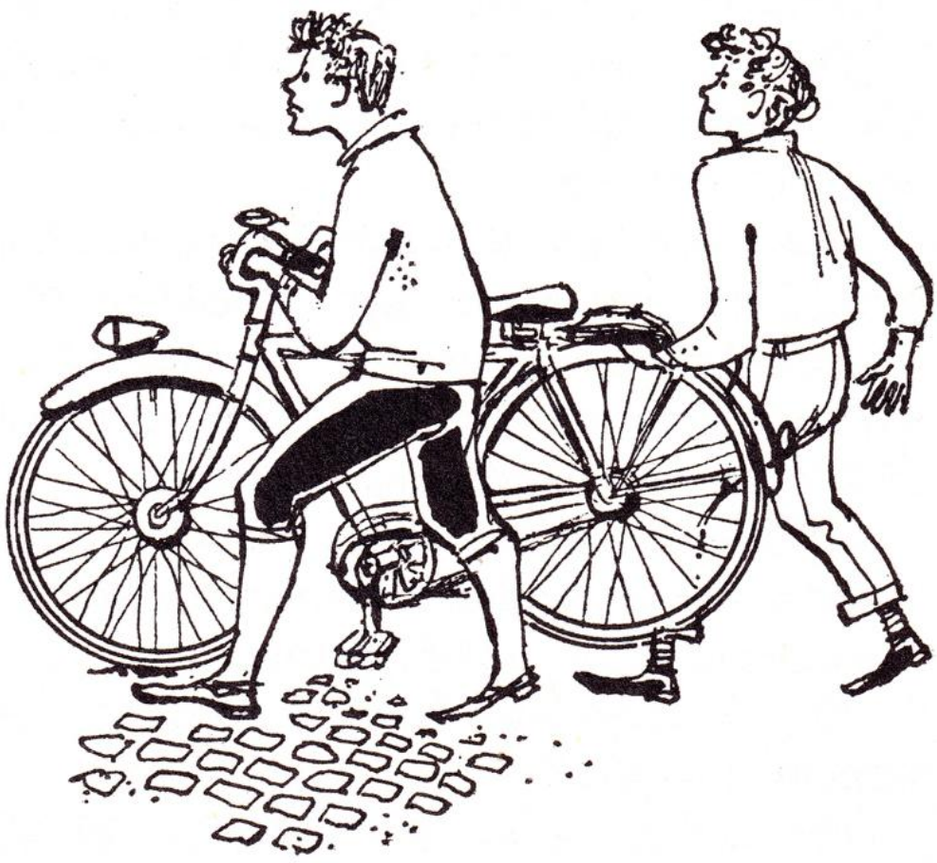
„Max Schmittinger.“

„Max Schmittinger.“ Der Polizist notierte sich den Namen.

„Wo wohnst du?“

„Herr Wachtmeister, wir haben das Rad bestimmt nicht gestohlen“, beteuerte Maxl.

„So“, sagte der Schutzmann, „das werden wir gleich sehn. Dreh dich mal um!“



„Ja – warum? Ich habe . . ."

„Etwas schneller, wenn ich bitten darf!"

Maxl drehte sich mit dem Rücken zum Fahrrad.

„Und jetzt sagst du mir die Nummer von deinem Rad!"

„Die weiß ich nicht. Kein Mensch weiß die Nummer von seinem Fahrrad auswendig", protestierte Maxl. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und seine Lippen zitterten.

„Gut, dann sag mir die Marke deines Fahrrads!"

O Himmel – so genau hatte er sich mein Rad nicht angesehen!

„Die Marke? Von dem Rad? Die – die weiß ich auch nicht. Ich hab mir das Fahrrad nämlich entliehen, es gehört Herrn Pfister!"

„So!" meinte der Schutzmann und schnaubte durch die Nase. „Das wird ja immer spannender. Es gehört euch also allen beiden nicht. Sondern einem Herrn Pfister. Und diesen Herrn Pfister, den gibt's leider nicht."

„Doch, den gibt's!" beteuerten die beiden gleichzeitig. Maxl spürte, daß er rot wurde, und weil er das spürte, wurde er noch röter.

„Ganz bestimmt, der wohnt in unserem Haus", stotterte er. „Und – und wir müssen schnell heim!"

„Das würde euch so passen! Nichts da – der Sache will ich auf den Grund gehn!" Der Schutzmann steckte sein Notizbuch ein und griff nach dem Rad.

„Ihr kommt jetzt mit auf die Wache, und da wollen wir mal zuerst prüfen, ob es einen Herrn Pfister gibt!"

Da kam Peter eine Erleuchtung.

„Herr Wachtmeister, Herr Pfister hat ein Telefon, den kann man anrufen!"

Der Schutzmann änderte seine grimmige Miene nicht.

„Verlaß dich drauf, daß ich dort anrufen werde! Aber von der Wache aus. Los jetzt."

Und so marschierten die drei zur Wache. – –

Mein Spaziergang dehnte sich länger aus, als ich dachte. Ich begegnete nämlich einem Bekannten, und wir setzten uns zu einer Tasse Kaffee zusammen.

Daher kam es, daß ich nicht zu Hause war, als das Telefon läutete. Doch – Musch war daheim. Und weil es ihr recht langweilig war, schnupperte sie das klingelnde Ding an. Sie hatte mir ja schon oft zugesehen, wie ich telefonierte.

„Ob mit mir das Ding auch redet, wenn ich es runtertue?" überlegte sie.

Und schon hob sie ihre Pfote und versetzte dem Hörer einen Stoß. Zuerst wackelte er bloß, beim zweiten Stoß aber purzelte er herunter. Das Klingeln hörte auf.

Dafür tönte es aus dem auf dem Schreibtisch liegenden Hörer: „Hallo! Hallo! Ist da jemand?"

Musch drehte ihre Ohren und sagte dann mit schiefgelegtem Kopf: „Ich bin da!“

„Hier Polizeirevier 54. Ist Herr Pfister da?“

„Miau – Pfister“, antwortete Musch.

„Ah – Frau Pfister!“ rief der Polizist. „Gnädige Frau, ich möchte nur eine Erkundigung einholen: Hier auf dem Revier sind zwei Burschen, die behaupten, sie hätten sich das Fahrrad Ihres Mannes entliehen. Hat Ihr Herr Gemahl ein Fahrrad?“

„Mein Mann ein Fahrrad?“ maunzte Musch.

„Es besteht nämlich der Verdacht, daß das Rad gestohlen ist. Das Rad ist abgesperrt, und die Burschen behaupten, sie hätten den Schlüssel verloren. Wenn Sie uns bestätigen, daß das Rad von Ihnen ist, lassen wir die beiden natürlich frei.“

Das kam Musch gerade recht.

„Tut mir leid“, entgegnete sie triumphierend, „das Rad ist nicht von Herrn Pfister – auch nicht von mir.“

„Ich danke Ihnen“, sagte der Schutzmann, „das habe ich mir doch schon gedacht.“

„Bitte“, schnurrte Musch freundlich.

Dann tat es einen „Klack“, und am anderen Ende wurde eingehängt. Musch horchte noch eine Zeitlang, dann schnupperte sie an dem Hörer, und dann rief sie nochmal „Hallo“, aber nichts rührte sich mehr.

Musch schüttelte sich. „Komisch, miauauau!“

Sie gab dem Telefonhörer mit der Pfote einen Schubs und hüpfte dann äußerst vergnügt vom Schreibtisch.

Die Folgen dieses Gesprächs bekamen die beiden Buben gleich zu hören: „Hab ich mir‘s doch gleich gedacht, daß eure Angaben nicht stimmen. Jetzt raus mit der Sprache! Das Rad ist nicht von einem Herrn Pfister. Von wem

ist es dann? Es ist besser, wenn ihr gleich zugebt, daß es gestohlen ist!"

Maxl war völlig ratlos.

„Ja – hat Ihnen denn der Herr Pfister nicht gesagt, daß . . ."

„Frau Pfister war am Apparat. Weder sie noch ihr Mann besitzen ein Rad!"

Da redeten beide gleich auf einmal: „Herr Pfister hat doch gar keine Frau! Das kann nicht stimmen, Sie müssen falsch gewählt haben!"

Jetzt wurde es dem Schutzmann aber wirklich zu bunt. Daß diese beiden Lausbuben sich auch nach der Lügerei noch die Frechheit herausnahmen und behaupteten, er hätte falsch gewählt!

Er brüllte: „Da hört aber jetzt doch alles auf! Hat man so was schon erlebt! Ins Gesicht hinein weiterlügen, ja, so was ist mir überhaupt noch nicht begegnet!!!"

Peter kamen die Tränen.

„Aber Herr Pfister hat wirklich keine Frau", schluchzte er. „Das Rad ist wirklich von ihm. Und wir müssen heim, meine Mutter . . ."

Der Schutzmann ging zornig auf und ab. „Die Mutter wird sich schon noch rechtzeitig über ihr Früchtchen von Sohn freuen, verlaß dich drauf!" schimpfte er.

Maxl nahm seine ganze Indianerenergie zusammen, um nicht zu weinen. „Bitte, lassen Sie uns heim, meine Mutter weiß nämlich gar nicht, daß wir . . ."

Aber der Schutzamnn ließ ihn nicht zu Ende kommen. „Deine Mutter, scheint mir, weiß viel nicht!"

Peter schnupfte und ergänzte: „Wir – wir sind ja bloß ins Kino gegangen, und das hätten wir nicht gedurft und – und . . ."

„Und dann habt ihr das Fahrrad geklaut!“

„Nein, bestimmt nicht, ganz bestimmt, glauben Sie's uns doch!“ bettelten die beiden.

„Ich glaube nur, was mir bestätigt wird. Der Fall wird genau untersucht. Jetzt wird einmal alles aufgenommen, und ihr bleibt vorerst da!“

Jetzt war's bei Peter mit der Beherrschung vorbei.

„Das blöde Kino, das blöde!“ schluchzte er. „Ich wollt schon gleich nicht hin . . .“

Maxl kaute an seiner Unterlippe.

„Da gibt's was daheim!“ sagte er. „Dabei war der Film auch noch ein richtiger Quatsch!“

Als ich heimkam, saß Musch vergnügt auf ihrem Kissen, wackelte unternehmungslustig mit ihrer Schwanzspitze – kurz, sie bot ein Bild von eitel Tugend und Freundlichkeit. Ich hätte auch nichts Böses vermutet, wenn da nicht der heruntergeworfene Telefonhörer gewesen wäre. Musch hat ihn zwar herunterstoßen, aber nicht wieder hinaufheben können.

Ich sah also den Telefonhörer und fragte: „Was ist denn mit dem Telefon los? Wer hat denn da den Hörer abgenommen?“

„Telefon hat sehr geklingelt. War ein schrecklicher Radau!“

„Und da hast du den Hörer . . .?“ Ich war platt.

„Aber Tonerl, das tust du doch auch! Mir war langweilig, weißt du!“

„Jetzt schlägt's aber dreizehn!“ Ich setzte mich.

„Und wenn das Ding dann Hallo ruft, muß man doch was sagen, nicht wahr?“

„Musch, du hast doch nicht etwa . . .?“

„Sieht ja niemand, wer redet, kann also auch niemand

in Ohnmacht fallen, wenn's eine Katze ist. Habe zur Abwechslung mal mit jemand anderem geredet als mit dir. Hat mich für deine Frau gehalten, miau!"

„Das – das ist das Tollste, was ich seit langem gehört hab! Weißt du wenigstens, wer da angerufen hat!?"

„Oh – nur eine Polizei", antwortete Musch so nebenbei wie nur möglich.

„Die Polizei?! Und warum? Ich werde auf der Stelle verrückt! Meine Katze telefoniert mit der Polizei!! Darf man fragen, was die Polizei von mir wollte?"

Musch druckste etwas herum. Dann sagte sie sehr zögernd: „Wollte wissen, ob du ein Fahrrad hast."

„Ein Fahrrad? – Um Himmelswillen, ich hab Maxl das Fahrrad geliehen – wird doch nichts passiert sein?" Mir fuhr der Schreck fürchterlich in die Knochen. „Sag, haben die was von einem Unfall gesagt? Und welche Polizeistelle war's denn? Himmel, man sollte wirklich den Buben kein Rad leihen!"

Musch erhob sich würdevoll. „Reg dich nicht auf, Tonerl. Nichts ist passiert. Du bist angeschwindelt worden, die beiden sind nicht zum Fußballspielen, sondern ins Kino gefahren, und da haben sie den Radschlüssel verloren. – Hier ist er!"

Sie gab dem kleinen Schlüssel mit der Pfote einen Stoß, daß er vor meine Füße rutschte. Ich schnappte nach Luft.

„Musch – hast du –", fing ich an.

Da läutete es. Draußen stand ein Polizist.

„Entschuldigen Sie, sind Sie Herr Pfister?" fragte er.

„Ja, das bin ich, Herr Wachtmeister. Ist dem Maxl was passiert? Ich habe ihm das Fahrrad geliehen und höre eben, daß von der Polizei schon angerufen worden ist." Mir klopfte das Herz bis zum Hals.

„Wissen Sie die Nummer Ihres Fahrrads?“ fragte der Polizist.

„Ja – Moment mal, die hab ich mir notiert.“ Ich klopfte meine Taschen nach meinem Notizblock ab und fand ihn auch glücklich.

„Nummer 372729“, sagte ich.

„Hm – das stimmt. Dann ist das Fahrrad also doch von Ihnen. Warum hat dann Ihre Frau gesagt, Sie hätten überhaupt kein Fahrrad?“

„Meine Frau?“ fragte ich einigermaßen verblüfft. „Ich hab gar keine . . .“

„Jedenfalls die Dame, die am Telefon war“, verbesserte sich der Polizist.

„Die Da – – äh – ach, die Dame? Das – das war meine Zugehfrau, jaja, meine Zugehfrau. Die hat vielleicht nicht ganz Bescheid gewußt.“

„So!“ Der Polizist musterte mich, als zweifelte er an meinem Verstand. „Hm – nun – dann tut's mir leid. daß wir die Burschen solange festgehalten haben. Wenn wir gleich die richtige Auskunft bekommen hätten, wäre alles viel einfacher gewesen.“ Er war sichtlich enttäuscht, keinen Diebstahl aufdecken zu können.

„Ja – Sie müssen entschuldigen! Gottlob ist den Kindern nichts passiert!“

„Nein, passiert ist nichts, sie haben den Radschlüssel verloren.“

„Ich bin froh, daß es nichts Schlimmeres ist!“

Da beugte sich der Schutzmann ganz nahe zu mir her und sagte: „Ich gebe Ihnen einen guten Rat: Ein Fahrrad soll man nie verleihen. Namentlich nicht an Jugendliche. Man weiß nie, was da passiert!“

Ich nickte. „Da haben Sie recht, und vielen Dank, Herr Wachtmeister!“

Ihr könnt euch denken, daß ich zunächst etwas durcheinander war. Erst als ich langsam in mein Arbeitszimmer zurückging, wurde mir richtig klar, was Musch alles angestellt hatte. Ich ging also in mein Zimmer und auf das Kissen zu – Musch war weg.

„Musch“, rief ich, „Musch, komm sofort her!“

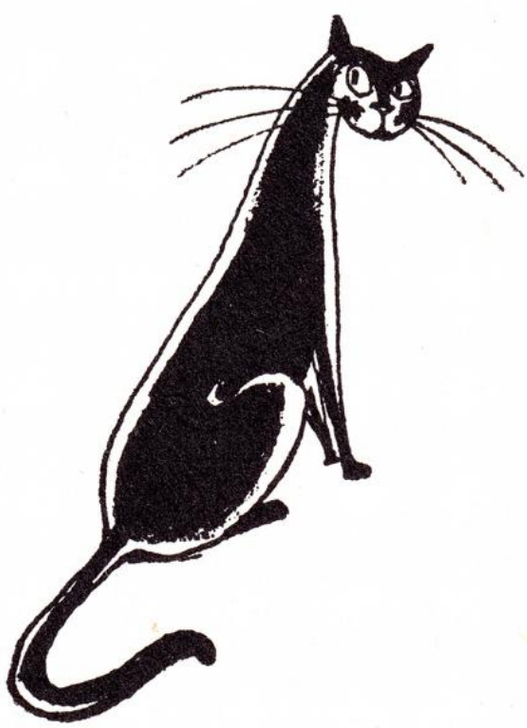
Nichts rührte sich.

„Wart nur, du Rabenvieh, dich erwisch ich schon!“

Ich kniete mich auf den Boden und spähte unter den Bücherschrank und unter die Couch. Da saß sie, in der hintersten Ecke unter der Couch!

„Wart nur, du kommst mir nicht davon!“ sagte ich drohend.

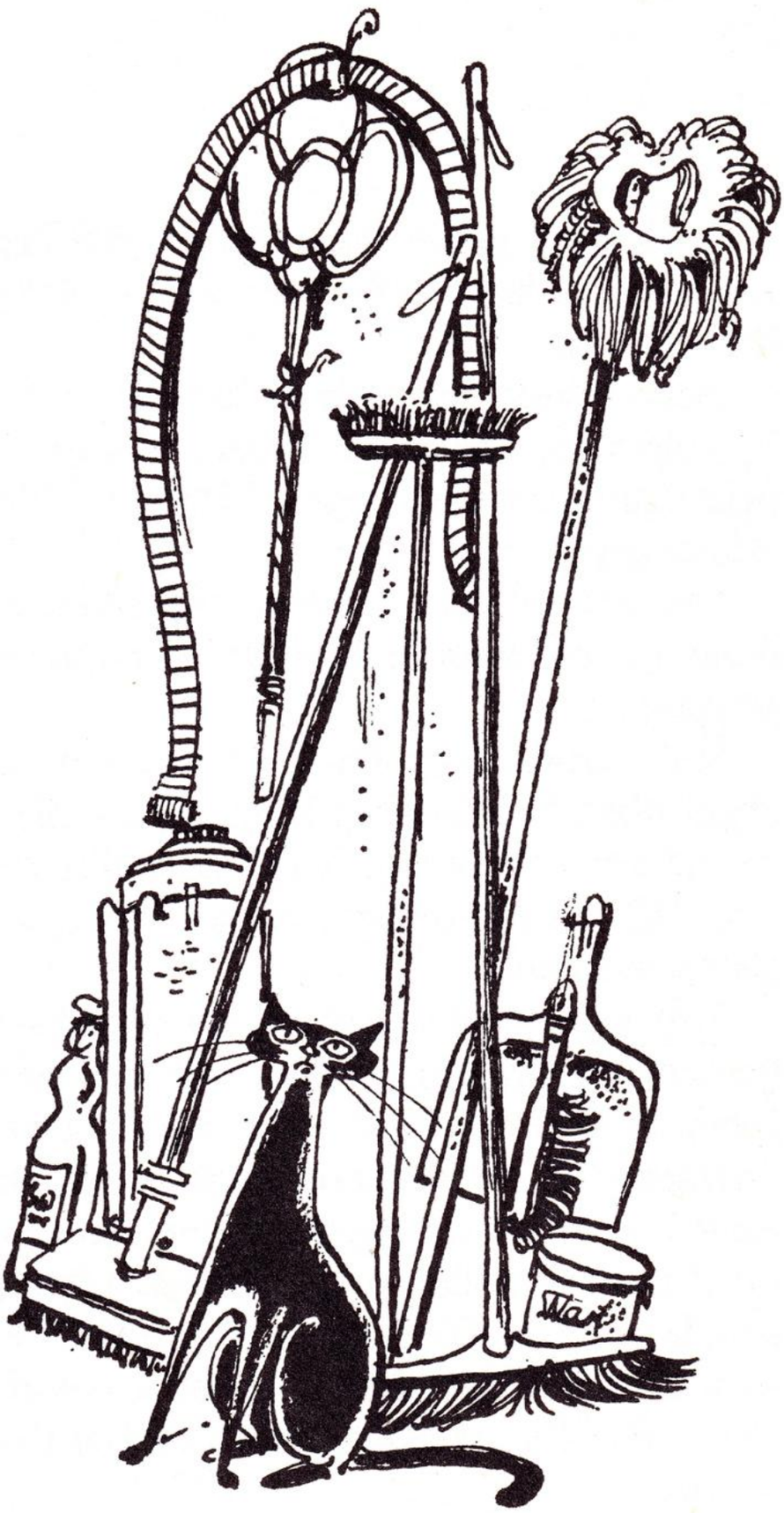
„Miau, dein Arm ist aber nicht so lang, daß du mich erwischen kannst“, fauchte Musch frech aus ihrer Ecke.



Aber mein Arm war so lang! Zwar hat sie mir zwei Kratzer auf der Hand beigebracht, aber erwischt habe ich sie doch! Und dann sperrte ich sie – wie gesagt – in die Besenkammer. Das geschah ihr doch recht – was sagt ihr dazu?

Maxl und Peter haben zu Hause auch noch ihren Krach bekommen. Ich glaube, so schnell radeln die beiden nicht mehr mit fremden Fahrrädern ins Kino.

Bei mir jedenfalls haben sie bis heute kein Rad mehr entliehen!



Musch wird Filmdiva

Das war mir gerade noch abgegangen! Eigentlich hatte ich immer gedacht, daß nur bestimmte Menschen so werden können:

„Man bringe mir mein Frühstück! Auf Silber, bitte! Wo bleibt eigentlich der Friseur solange – mein Haar bedarf dringend der Pflege – ? Hach, wo bleibt denn die Bedienung?"

Aber weit gefehlt – Katzen können das auch, jedenfalls dann, wenn sich das ereignet, was sich mit meiner Musch ereignet hat.

Aber verlaßt euch drauf, ich hab's ihr schon wieder abgewöhnt, Filmdiva hin, Filmdiva her. Sie war nämlich beim Film, und zwar genau einen und einen halben Tag lang. Wie es dazu gekommen ist? Nun, das will ich euch gleich erzählen.

Also, gegenüber war eine Familie mit einem Jungen namens Sigi eingezogen. Ein netter Kerl eigentlich, zehn Jahre alt und die Nase voller Sommersprossen. Aber angegeben hat er! Warum er das getan hat, weiß ich nicht, vielleicht nur, weil er neu hier in der Gegend war und Eindruck machen wollte. Wem? Nun, dem Peter, dem Fredy, dem langen Heini und wie sie alle heißen. Die hatten sich nämlich über einen Film unterhalten, natürlich über den neuesten Film, in dem Mario Gillietto die Hauptrolle spielte.

Ein Held vom Scheitel bis zur Sohle! Und boxen konnte der! Und das konnte er nicht nur auf der Leinwand, sondern auch in Wirklichkeit!

Klar, daß alle für diesen Italiener etwas übrig hatten. Jeder wußte was anderes über Gillietto zu berichten. Den Trumpf aber spielte Sigi aus.

„Mein Onkel kennt ihn persönlich. Schon von früher. Und wenn Mario nach Deutschland kommt, dann besucht er immer meinen Onkel. Die haben sogar miteinander geboxt!"

Die Kinder rissen Mund und Augen auf. Wie das schon klang, wenn man den berühmten Schauspieler bloß so beim Vornamen nannte! Mario! Maxl aber meinte mißtrauisch: „Hör doch auf, der Gillietto wird ausgerechnet mit deinem Onkel boxen!"

„Wenn ich dir's sage! Ich habe sogar schon mal zugesehen. Aber natürlich haben die nur zum Spaß geboxt. Mein Onkel hat nicht so richtig hinhauen wollen – wenn so ein Filmschauspieler ein blaues Auge kriegt, dann kann er ja nicht mehr filmen!"

Diese genaue Schilderung machte auch Maxl geneigt, sie zu glauben. Trotzdem fragte er nochmal: „Un du warst da selbst dabei?"

Sigi warf sich in die Brust. „Klar! Ich weiß sogar, daß er fünf Katzen hat. Daheim in Italien natürlich!"

„Das weiß ich auch. Das hat neulich in der Zeitung gestanden", meinte Peter.

„Die Zeitung!" entgegnete Sigi darauf verächtlich. „So einer Zeitung könnte ich allerhand erzählen! Ich weiß viel mehr von Mario als alle Zeitungen zusammen."

„Warum erzählst es ihnen nicht?" fragte der Heini.

Sigi zuckte mit den Schultern. „Weil mir das zu blöd ist!"

Alle schwiegen achtungsvoll.

„Wenn das wirklich so ist", fiel es Maxl ein, „wenn du und dein Onkel den Gillietto wirklich kennen, dann könnt ihr doch auch Unterschriften von ihm haben?"

„Soviel ich will. Ich hab schon genug, mindestens zehn Stück", sagte Sigi großspurig.

„Zehn Stück!? Tauschen wir? Kriegst zwei andere für einen Gillietto."

Sigi steckte beide Hände in die Hosentaschen und sagte von oben herunter: „Nein – ich behalte sie lieber selbst."

„Was willst du denn dafür?" interessierte sich Peter.

„Nichts – ich gebe sie nicht her."

„Wahrscheinlich hat er keine!" höhnte der lange Heini.

„Ich werde keine haben! Wenn ich mag, habe ich sogar noch zehn dazu! Da braucht der Gillietto nur das nächstemal hierher zu kommen und im Filmatelier draußen zu drehen. Ich muß bloß hingehen und servus sagen, dann habe ich sie schon."

Sigi dachte natürlich, daß diese Gillietto-Geschichte doch niemand nachprüfen würde. Wann sollte der Italiener schon in die Stadt kommen, um ausgerechnet hier zu filmen?

Am nächsten Tag spielten Maxl und Sigi im Hof, und zwar mit einer Schildkröte, die Maxl gehörte. Musch saß dabei und wunderte sich sehr über dieses komische Tier. Sigi war von der Schildkröte begeistert.

„So eine Schildkröte möchte ich auch!" sagte er immer wieder.

Leider hatte er aber keinen Pfennig Taschengeld, und es war auch keines in Aussicht.

„Verkauf doch die Unterschriften vom Gillietto", schlug Maxl vor, „das Stück zu zwanzig Pfennig. Zehn

Stück hast du – sind schon zwei Mark beisammen, die so eine Schildkröte kostet. Ich kauf dir einen Gillietto ab."

Maxl angelte schon nach zwei Zehnpfennigstücken in seiner Hosentasche.

„Nein–nein – das mag ich nicht. Unterschriften gegen Geld – ich glaube, das – das darf ich nicht!" redete sich Sigi schnell heraus.

„Sei doch nicht blöd!" ereiferte sich Maxl. „Außerdem kriegst du doch wieder Unterschriften, wenn der Gillietto zu deinem Onkel kommt – oder hast du nur Sprüche gemacht?"

„Schau nur wie die Katze an der Schildkröte schnuppert!" lenkte Sigi ab.

In diesem Augenblick kam der lange Heini angelaufen! Er schrie über den ganzen Hof: „Der Gillietto kommt!

Der Gillietto kommt! Es steht in der Zeitung, daß er heute kommt, und um fünf ist ein Empfang für ihn, und ab morgen dreht er hier!“

„Mensch, Sigi, verkauf doch die alten Unterschriften, und hol dir neue“, meinte Maxl. „Heini, kaufst du um 20 Pfennig einen Gillietto? Weil sich Sigi eine Schildkröte kaufen will und kein Geld hat.“

„Klar – zwanzig Pfennig hab ich dafür schon übrig! Los, bring eins von den Autogrammen her!“

„Nein – ich verkauf sie nicht!“ Sigi wurde auf der Nase so rot, daß man die Sommersprossen schon nicht mehr sehen konnte.

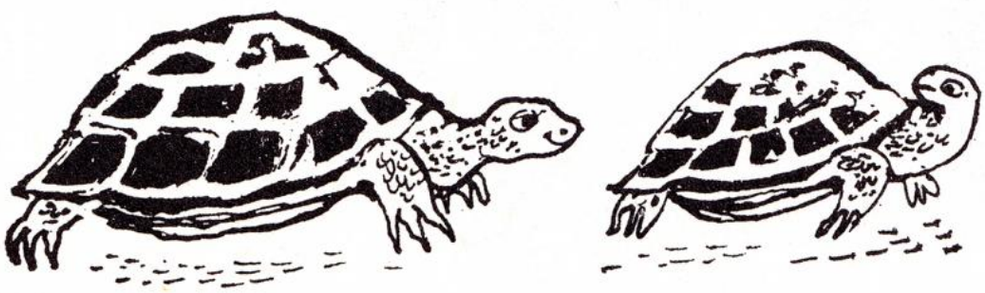
„Weil du keine hast! Wahrscheinlich kennt er den Gillietto so wenig wie wir“, sagte Heini verächtlich.

„Freilich kenne ich ihn. Gut sogar. Jeden Tag kann ich jetzt zu ihm, wenn ich will.“

„Du willst nur nicht, das kennen wir schon“, spottete der lange Heini.

„Du brauchst es ja nicht zu glauben!“ knurrte Sigi beleidigt.

„Ich glaub’s auch nicht, wenn ich die Unterschriften nicht sehen kann.“



„Was du glaubst, ist mir egal!“ Damit drehte sich Sigi um, hockte sich zur Musch auf den Boden und streichelte sie.

„Geh, Heini, warum sollte der Sigi lügen?“ mischte sich Maxl ein. „Kann doch sein, daß er ihn kennt. Sag ehrlich – kennst du den Mario?“

„Freilich kenn ich ihn“, beharrte Sigi und kraulte Musch unterm Kinn.

„Dann geh ins Filmatelier und besuch ihn. Wenn du mir dann zehn Autogramme bringst, kauf ich die eine Schildkröte.“ Der lange Heini zog seinen Geldbeutel hervor und winkte höhnisch und verheißungsvoll damit.

„Ich brauche dein Geld nicht. Ich komm auch anders zu einer Schildkröte.“

„Wenn das kein Rückzug ist“, spottete Heini.

„Das ist kein Rückzug!“ Jetzt wurden auch noch Sigis Ohren rot.

„Dann beweis' es! Sonst glauben wir dir kein Wort mehr!“ Der lange Heini warf seinen Geldbeutel in die Luft, daß das Geld klimperte.

„Gut – ich bring euch die zehn Autogramme!“ sagte Sigi.

„Morgen?“ fragte Maxl.

„Nein, übermorgen – ich – ich muß zuerst noch mit Mario darüber reden.“

„Da bin ich aber gespannt!“ meint Heini. Und weil Musch eben gar so neugierig und mit gerecktem Hals Sigi anschaute, fügte er noch hinzu: „Kannst ja Mario die Katze da als Geschenk mitbringen. Der sammelt doch Katzen!“

Nach diesem Gespräch kam Musch zu mir.

„Du, Tonerl", fragte sie, „was ist denn ein Autogramm? Fährt das wie ein Auto?"

„Nein, Musch – ein Autogramm ist – nun ja, wenn ein berühmter Mensch seinen Namen auf was schreibt."

„Ist ein berühmter Mensch ein anderer Mensch als du?" wollte sie wissen.

„Anders ist er auch nicht –. Ihn kennen eben viele Menschen und mich nicht – das ist der einzige Unterschied."

„Und warum kennen ihn viele Menschen?"

„Weil man ihn zum Beispiel auf einer Leinwand sehen kann."

„Ist das was Besonderes? Ich möchte niemand auf einer Leinwand sehen, sondern immer auf dem Boden."

Sie rieb sich ihr Fell an einem Stuhlbein.

Sie ahnte nicht, wie nah sie daran war, selbst nicht mehr auf dem Boden, sondern auf der Leinwand zu stehen!

Ich glaube, Sigi war nicht sehr wohl bei seiner Sprüchemacherei. Aber wie es so ist: Ein Sprüchemacher hofft ja immer, daß die anderen vergessen, was er gesagt hat.

Aber da hat er nicht mit den Buben und ihrem Interesse an Mario Gillietto gerechnet. Sie fragten natürlich prompt am übernächsten Tag, was denn mit den Autogrammen sei.

„Bin noch nicht dazugekommen", antwortete Sigi wegwerfend und machte ein gelangweiltes Gesicht.

Einen Tag lang ließen sich das die Buben auch gefallen. Aber am nächsten fragten sie wieder. Und am übernächsten auch. Und sie fingen an zu spotten und zu sagen, daß sie ihm nie mehr was glauben würden.

Da wurde es doch ernst für Sigi.

Und darum faßte er den Entschluß, in das Filmatelier

rauszufahren. Vielleicht konnte er diesen Mario erwischen?

Am Tor zum Filmatelier stand ein Portier. Der ließ keinen Blick vom Eingang. Sigi schlich herum und hoffte, er würde irgendwie an dem Portier vorbeikommen.

In einem unbewachten Augenblick – der Portier mußte ans Telefon – probierte er es. Fast war er schon durch, da rief der Portier: „Heda, Kleiner – wo willst du denn hin?"

„Ich?"

„Ja, du."

„Ich – ich will nur zu Mario Gillietto."

„N u r ist gut. Da kannst du nicht rein."

„Ich muß ihm aber dringend was sagen."

„So – was mußt ihm denn sagen?"

„Was . . . was Privates." Sigi war über und über rot im Gesicht.

„Deine privaten Sachen kenne ich schon. Neugierig bist du, und ein Autogramm willst du, das ist alles. Da hast du dich aber getäuscht!"

Sigi suchte krampfhaft nach einem triftigen Grund. Aber er brachte nur heraus: „Es ist – es ist – wegen . . ."

„Unbefugten ist der Zutritt verboten!" schnitt ihm der Portier das Wort ab.

Sigi aber wollte nicht lockerlassen.

„Wann kommt denn Herr Gillietto raus?" fragte er.

„Darauf kannst du nicht warten. Die Aufnahmen dauern bis in die späte Nacht."

Da kam Sigi eine Idee.

„Herr Gillietto hat doch viele Katzen?"

„Das kann man wohl sagen. Er hat in seinem Auto sogar einen besonderen Polstersitz für seine Lieblingskatze einbauen lassen."

„Ich – ich bin da, weil ich eine Katze für ihn habe –. Er ist ganz scharf auf diese Katze, und er hat mich deswegen herbestellt", log Sigi drauf los.

Der Portier schaute sich den Buben genau an. Nun, Gillietto war in diesem Punkt ein Narr.

„Dann mußt du morgen kommen, aber gleich in der Früh um neun Uhr vor den Aufnahmen."

Sigi erschrak. Um neun Uhr konnte er doch nicht, da hatte er Schule.

„Zu einer anderen Zeit geht's nicht?"

„Nein."

„Dann komm ich morgen früh um neun", sagte er kurz entschlossen.

„Und was ist mit der Katze, bringst du die gleich mit? – Ich weiß nicht, ob Herr Gillietto sonst anhält. Wenn er eine Katze sieht, dann kann's schon sein. Oder hast du mich angeschwindelt?"

„Nein, bestimmt nicht. Sie werden es schon sehn!"

Sigi ging also zu Maxl und sagte, daß er morgen höchstpersönlich zu Gillietto eingeladen sei. Allerdings um neun Uhr früh. Maxl möge doch in der Schule sagen, Sigi sei es auf dem Schulweg schlecht geworden und er käme später.

Und weil Sigi das Aufschneiden nicht lassen konnte, fügte er noch hinzu: „Weißt du, Mario hätte natürlich seine Aufnahmen meinetwegen unterbrochen, aber das wollte ich nicht."

„Hast du mit ihm selber gesprochen?"

„Klar. Er hat mir erzählt, daß er für seine Katzen extra einen Polstersitz in sein Auto gebaut hat."

„Mensch – so was Verrücktes!"

„Glaubst du jetzt, daß ich Mario persönlich kenne?"

Maxl glaubte es.

„Sag dem langen Heini, er kann die Schildkröte schon besorgen“, rief Sigi noch großartig.

Am anderen Morgen spazierte Musch um acht Uhr schon im Hof herum. Was Sigi getan hätte, wenn sich das nicht so günstig getroffen hätte, weiß ich nicht.

Vielleicht wäre er zu mir gekommen und hätte sie einfach entliehen.

So aber brauchte er nur Musch ein wenig zu streicheln und auf den Arm zu nehmen und fortzutragen.

Ich habe übrigens zufällig gesehen, wie er sie gestreichelt und weggetragen hat. Aber ich dachte nichts Böses dabei. Musch wird so oft von Kindern herumgetragen und gestreichelt, da kann ich nicht immer gleich Verdacht schöpfen.

Sigi aber ist mit Musch davongegangen und hat sie quer durch die Stadt zum Filmatelier geschleppt. Pünktlich, kurz vor neun Uhr, war er mit der Katze an Ort und Stelle.

Der Portier kannte ihn gleich wieder. Und da Musch eine besonders schöne schwarze Katze ist, vergingen ihm alle Zweifel, daß Gillietto wirklich diese Katze haben wollte.

Als Gilietto kam, hielt der Portier auch tatsächlich den Wagen an.

Zunächst war der Italiener ärgerlich. „Oh – warum Sie mich halten auf?"

Der Portier zeigte auf die Katze. „Der Junge bringt Ihnen die Katze."

Als Gilietto die Musch sah, sprang er gleich begeistert aus seinem Auto.

„Du verkaufen mir Katze?" fragte er Sigi.

Der war einigermaßen verlegen. „Nein – nicht verkaufen", stotterte er. „Ich bringe die Katze nur so, weil – weil..

„Nur so? Du mir schenken? Oh, ich kann nicht annehmen. Ich gebe dir dafür – was soll ich geben?"

„Zehn Autogramme", antwortete der Sigi schnell.

„Zehn?" Gillietto schaute auf die Uhr.

„Nicht viel Zeit. Aber du kriegst. Katze sein wunder-, wunderschön. Du kriegst." Er nahm Sigi die Katze ab und hob sie in die Höhe und schaute sie von allen Seiten an.

„Katze so kluges Gesicht. Schöner Katz. Ich liebe Katzen. Sind viel schöner als Menschen. Deine Katze besonders schön. Molto molto grazie!"

Gillietto machte Anstalten, mit Musch in sein Auto zu steigen.

„Aber Herr Gillietto – ich – ich"

„Ach so – Autogramme! Zehn. Du bekommst. Morgen

früh sie liegen da. Jetzt so wenig Zeit. Und du bekommst auch noch schönes Geschenk von mir. Was du dir wünscht! Großes Auto zum Aufziehen? Oder großes Fußball?"

„Ich möchte die Autogramme."

„Morgen früh – Portier ist Zeuge. Laß deine Adresse bei Portier, damit ich dir Geschenk mache – ja? Wie heißen Katze?"

„Musch."

„Musch – kein schöner Name, bekommt neue. Und jetzt ich müssen fahren. Ich danken dir – molto molto grazie!"

Und weg war er mitsamt Musch.

Sigi stand da mit dem dümmsten Gesicht der Welt. Als der Portier das sah, sagte er: „Mußt keine Angst haben, Gillietto hält, was er verspricht. Er ist in diesem Punkt sehr anständig. Mir hat er eine Flasche Chianti aus Italien versprochen, als er das letztemal hier war – vor drei Jahren – und prompt hat er sie diesmal mitgebracht. Du kannst dich darauf verlassen, daß morgen früh die Autogramme da sind. Und jetzt sagst du mir deine Adresse, dann bekommst du bestimmt auch das Geschenk."

Sigi sagte seine Adresse.

Seine Freude, daß das alles so geklappt hatte, war recht getrübt. Da hatte er nun die Schule geschwänzt, eine fremde Katze verschenkt, mußte nochmal eine Tag Mißtrauen ertragen, weil er die Autogramme erst am nächsten Tag bekommen würde –: und alles nur, weil er angegeben hatte. Er beschloß jedenfalls, seinen Freunden eine spannende Geschichte aus dem Filmatelier zu erzählen.

Ich aber wunderte mich sehr, daß Sigi, als er mir am Nachmittag begegnete, nicht grüßte, sondern auf den

Boden schaute. Und dann schleunigst im nächsten Hausgang verschwand.

Aber zunächst machte ich mir darüber weiter keine Gedanken. Erst als Musch gegen Abend immer noch nicht nach Haus kam, wurde ich unruhig. Ich fragte Maxl, ob er sie nicht gesehen habe.

Maxl stand mit Sigi auf der Straße. Als Sigi mich kommen sah, rannte er einfach davon. Das fand ich reichlich komisch.

„Maxl, weißt du, wo meine Katze ist?"

„Nein, ich habe sie nicht gesehn."

„Ich habe sie zuletzt gesehn, als Sigi sie davongetragen hat. Ist Musch beim Sigi?"

„Nein, ich war vorhin bei ihm."

„Sag mal, warum rennt der eigentlich vor mir davon? Da stimmt doch was nicht!"

„Er ist nur so aufgeregt. Stellen Sie sich vor, er ist jeden Tag beim Film draußen, und der Gillietto hat ihm einen Fußball oder ein großes Auto zum Aufziehen versprochen. Ist das nicht toll?"

„Hm – sehr toll –" antwortete ich und versuchte, mir auf all das einen Reim zu machen.

Musch erschien weder abends noch nachts. Am nächsten Morgen paßte ich Sigi vor dem Schulgang ab.

„Komm mal bitte her zu mir, Sigi!"

Sigi hatte einen hochroten Kopf.

„Was ist mit meiner Katze? Du hast sie zuletzt gehabt, und ich habe dich gesehen, als du sie weggetragen hast. Seitdem ist Musch nicht mehr erschienen."

„Ich habe Ihre Katze nicht." Aber er sah aus wie das leibhaftige schlechte Gewissen.

Ich packte ihn am Rockkragen.

„Wenn die Katze bis heute abend nicht da ist, dann kannst du was erleben!“ drohte ich ihm zornig, denn ich war sicher, daß er mehr von Musch wußte, als er sagte.

Musch aber, um deretwillen ich mir solche Sorgen machte, ging es unterdessen prächtig.

Kaum hatte Gillietto sie ins Atelier gebracht, stürzte sich schon ein weiblicher Filmstar auf Musch. Sie überhäufte die Katze mit Zärtlichkeit und mit Süßigkeiten.

Sie fand Musch so wunderschön, daß sie sagte: „Mario – diese Katze sollte man mit in die Szene nehmen!“

Gillietto bremste die Begeisterung etwas, denn er kannte Katzen. Sie lassen sich bekanntlich nur schlecht dressieren und sind unberechenbar. Und bei Filmszenen hat das Unberechenbare nur wenig Platz.

Doch was tat Musch? Sie bewies, daß sie sich sehr wohl dressieren läßt, wenn sie mag.

Sie folgte – da sie doch wirklich jedes Wort versteht – der Schauspielerin aufs Wort. Sagte diese „Komm her“, kam sie her, sagte sie „Schön hinlegen“, legte sich Musch schön hin, kurzum sie benahm sich sehr unkätzisch.

Und warum? Weil die Filmschauspielerin so fein roch, und weil Musch unglaublich eitel ist und ihr die vielen Lobreden ungeheuer wohltaten.

Zu guter Letzt standen alle Menschen um Musch herum und staunten, daß es eine Katze gibt, die aufs Wort folgt. Der Filmregisseur dachte, er sähe nicht recht, als die Katze bei der Bitte „Leg dich auf das Klavier“ kurz und bündig auf das Klavier sprang und sich blinzelnd hinlegte.

Musch machte das natürlich einen diebischen Spaß.

Man brachte ihr die feinsten Seidenkissen, die aufzutreiben waren, der Regieassistent mußte mit dem Wagen

fortfahren, um eine extra zarte Kalbsleber zu kaufen – kurz, die ganze Filmwelt drehte sich um Musch.

Und tatsächlich erfanden sie schnell eine Szene, wo Musch mitspielen durfte. Sie mußte auf einem feinen Kissen liegen, und wenn die Hauptdarstellerin ins Zimmer kam, mußte Musch aufstehen und sie freudig begrüßen.

Es klappte alles großartig.

Sigi aber schrieb in der Schule die schlechteste Rechenaufgabe. Es war ihm doch sehr unheimlich, daß er die Katze verschenkt hatte. Und überhaupt – wenn er nur die

ganze Aufschneiderei hätte wieder rückgängig machen können!

Nach der Schule ist er gleich wieder raus zum Filmatelier gelaufen. Beim Portier lagen tatsächlich die zehn Autogramme.

Sigi nahm sie und druckste ein wenig herum und sagte dann: „Aber ich muß die Katze wiederhaben!“

„Aber die hast du ihm doch geschenkt?“ wunderte sich der Portier.

„Ich muß die Katze wiederhaben, sonst passiert was Furchtbares!“

Der Portier erschrak. „Um Himmelswillen, was ist denn damit los?“

„Die Katze gehört nicht mir. Das war alles nur ein Mißverständnis. Ich muß die Katze unbedingt wiederhaben – sie gehört Herrn Pfister.“

„Hast du sie gestohlen?“

Sigi nickte.

Da schimpfte der Portier fürchterlich. Schließlich hatte er doch deswegen den Wagen angehalten, und wenn es jetzt Unannehmlichkeiten gab . . .

Aber was blieb ihm anders übrig, als Gillietto die Geschichte nach der Aufnahme zu melden, so unangenehm das war. Was dann mit der Katze geschah, wußte der Himmel.

Es mag ungefähr abends um sechs Uhr gewesen sein. Alle Buben der Nachbarschaft standen um Sigi herum. Es ging recht laut zu. Heini kassierte zum Neid aller anderen die zehn Autogramme und versprach, gleich morgen die Schildkröte zu kaufen.

Sigi aber konnte es trotz seines schlechten Gewissens nicht lassen, weiter zu prahlen.

„Auf meinen Freund Mario kann man sich verlassen, sag ich euch. Wenn der was sagt, dann hält er's auch. Dem Portier hat er vor drei Jahren eine Flasche Chianti versprochen und hat's nicht vergessen und sie ihm jetzt mitgebracht. Und wenn ich will, hat er gesagt, dann kann ich auch mal zum Film gehn."

Alle Buben staunten Sigi an. In diesem Augenblick bog ein großes blaues Auto um die Ecke. Es fuhr langsam auf die kleine Versammlung zu.

„Mensch, das ist ja der Gillietto!" schrien alle durcheinander.

Der Schauspieler kurbelte sein Wagenfenster herunter.

„Könnt ihr sagen, wo wohnen Siegfried Sulzbacher?"

Die Buben schoben Sigi, der am liebsten davongelaufen wäre, vor.

Als der Gillietto den Sigi – das heißt den Siegfried Sulzbacher – sah, stieg er aus. Vorher aber griff er noch hinter sich und holte Musch aus dem Wagen. So ging er auf Sigi zu.

„Du sein der Bursch? Ich dich noch erkennen! Du Spitzbube! Portier mir erzählt, du Katze gestohlen hast. Da hast du sie. Trage sie schnell, wo du sie hast geholt. Sonst ich dir reiße Ohren aus! Fast ich hätte schon Fußball gekauft! Was hast du mit Autogramme gemacht?!?"

„Ich – ich hab sie Heini gegeben . . . Wollen Sie die wieder haben? Heini – bitte – gib sie wieder her."

Die Buben sahen sich an. Heini holte die Autogramme wieder heraus.

„Du kannst sie behalten", sagte der Schauspieler. „Aber der Bursche", er deutete auf Sigi, „bekommt keines. Er lügt. Gib Katze sofort zurück. Wem gehört sie?"

Jetzt erst schauten die Buben die Katze genauer an.

„Das ist die Katze von Herrn Pfister!“ schrien sie.

Gillietto setzte Musch auf Sigis Arm.

„Mensch, die Katze vom Pfister!“ flüsterte Maxl nochmal.

Da drängelte sich Heini vor. „Sind Sie nicht mit dem Sigi befreundet?“

„Nein – solche Freunde ich nicht haben. Ich Sigi überhaupt nicht kennen.“

Damit drehte er sich um und stieg wieder in seinen Wagen. Er gab Gas und fuhr davon.

Die Kinder erholten sich erst langsam.

„Was, du hast uns angelogen, du kennst ihn überhaupt nicht! Du Angeber, du!“

Aber Sigi war mit der Katze schon davongesaust. Nur noch von weitem hörte er seine Freunde im Chor rufen: „Du Angeber! Du Angeber!“

Ja, und dann hat er bei mir geläutet und Musch gebracht. Sehr betreten sah er aus und war dem Heulen nah. Und dann erzählte er mir die ganze Geschichte.

Nun, er war arg blamiert. Er tat mir fast ein wenig leid. Ich schimpfte mit ihm nicht mehr sehr, er hatte seine Strafe weg. Keiner wird ihm in der nächsten Zeit wieder was glauben.

Heini hat ihm die Schildkröte nicht gekauft, denn, recht besehen, hat Mario Gillietto die Autogramme ausdrücklich dem Heini geschenkt und nicht dem Sigi.

Als Sigi wieder gegangen war, mußte ich mich zuerst um Musch kümmern. Aber was sah ich – ich traute meinen Augen nicht . . .

Sie saß auf meinem feinsten Kissen und sagte: „Anton – ich bin die schönste Katze, die es gibt.“

„Nun ja – es geht“, entgegnete ich.

„Und außerdem ist mir jetzt ganz nach Torte. Schick doch bitte mal so einen Boy um eine Torte für mich.

„Musch – was hast du – bist du krank?“

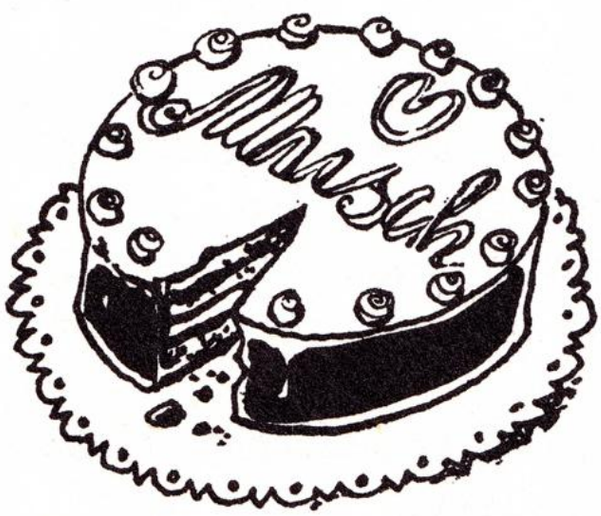
„Ich bin berühmt. Auf einer Leinwand. Willst du ein Autogramm von mir?“

Ich setzte mich. „Ich werde verrückt!“ murmelte ich.

„Bitte schön, werde es. Aber vorher noch ein Stück Torte, miau.“

Ihr werdet lachen – ich habe eine Torte geholt! Ein dickes großes Stück Buttercremtorte. Und darauf wurde es ihr so schlecht, daß sie wieder alle Starallüren vergaß.

Dem Himmel sei Dank, kann ich bloß sagen!



Wir erneuern einen alten Schwur

Die einen nennen's Fasching, die anderen Karneval – gemeint ist immer die gleiche verrückte Zeit, in der sich die Menschen als Spanier, Marsmenschen, Prinzessinnen oder Hexen verkleiden, tanzen gehen und zu jeder Narretei aufgelegt sind.

Also, ich dachte, von so was ließe ich mich nicht anstekken. Schließlich habe ich viel Arbeit und keine Zeit – dachte ich. Bis das Telefon klingelte. Irene sprach am andern Ende.

„Anton, wir haben einen Überfall auf dich vor", sagte sie.

„So? Und – wer ist ‚wir'?"

„Wir, das sind liebe Freunde von mir, ein paar Kollegen und so –, aber der Beruf spielt doch keine Rolle – kurzum, wir wollen dich zu einem Faschingsfest einladen!"

Ich versuchte es mit Ausreden.

„Ach – weißt du, Irene, ich habe soviel Arbeit und . . ."

„Papperlapapp! Arbeit haben wir alle. Du kannst dich leicht mal freimachen!"

„Aber ich –"

„Sei kein Spielverderber, das ist feig."

„Aber ich weiß gar nicht, als was ich kommen soll, ich habe keine Maske!"

„Das ist doch egal! Komm von mir aus als Trapezkünst-

ler oder als Bauchredner. Du bist auch komisch, wenn du dich überhaupt nicht verkleidest!“

„Danke.“

„Bitte. Also – wir erwarten dich und freuen uns riesig. Auf Wiedersehen, Anton.“ Und schon hatte sie eingehängt.

Ich stand belämmert da mit dem Hörer in der Hand.

„Dieser Irene fällt auch nichts Gescheites ein“, murmelte ich vor mich hin.

Das hörte Musch, die mit aufmerksam gespitzten Ohren die ganze Zeit neben mir gesessen hatte.

Sie fragte: „Was ist denn der Irene eingefallen, miau?“

„Daß ich auf ein Faschingsfest gehen soll“, brummte ich.

„Und das ist nichts Gescheites?“

„Nein“, murrte ich weiter, „da soll ich rumhüpfen und Augen verdrehn und irgend was Dämliches anziehn . . . Ich hab dazu keine Lust! Tanzen kann ich auch nicht, namentlich nicht das verrückte Zeug.“

„Ist Irene eine nettere Dame als Ulrike?“

„Och – es geht. – Sie ist mittelnett.“

Musch setzte sich zurecht, wie sie es immer tut, wenn sie nachdenkt: die Vorderpfoten unter ihre Brust geringelt und die Schwanzspitze säuberlich neben sich gelegt.

Nach einiger Zeit sagte sie: „Miau, Tonerl – ich möcht dich einmal hüpfen und Augen verdrehn sehn.“

„Wenn da wenigstens nette Leute wären! Aber ich weiß schon, was das für Leute sind!“

„Was für Leute sind es denn?“

„Lauter Menschen, die gern möchten und nicht können, und das Ganze ist ein schauriges Getue!“

„Und die hüpfen alle?“

„Nicht nur das! Sie verkleiden sich auch noch und finden das entsetzlich komisch."

„Was ist das: verkleiden, Tonerl?"

„Wenn ich mir ein Bettuch umhänge und behaupte, ich sei ein Grieche – das ist verkleiden!"

„Und alle Leute hängen sich Bettücher um und sind Griechen?"

„Nein – die Damen gehn als Hexen und Katzen und was weiß ich."

Musch blinzelte sehr vergnügt. „Miau – das möcht ich sehn! Können da Katzen nicht hingehen?"

„Nur wenn sie sich als Damen verkleiden."

„Miau – schade, kann ich nicht. Wäre aber gern hingegangen."

„Dann geh!" Ich sagte das nur so hin. Plötzlich kam mir eine Idee. „Du Musch – das wär überhaupt gar nicht so übel –: Du gehst mit! Wir machen der Faschingsgesellschaft die Hölle heiß!"

„Heiß?"

„Gib acht: Irene hat im Spaß gesagt, ich soll als Bauchredner kommen!"

Und dann entwickelte ich meinen Plan. Ich wollte mich als eine Art Hexerich anziehen mit Bart und Pappnase, und Musch sollte sich auf meine Schulter setzen. Ich würde gleich verkünden, ich sei ein Bauchredner. Und dann sollte Musch sozusagen meine zweite Stimme machen.

Musch war ganz bei der Sache.

„Ich verstehe, miau, miau!" sagte sie und machte einen begeisterten Satz direkt von der Couch auf meinen Schreibtisch. „Ich gehe als Bauchstimme auf den Fasching!"

Ich mußte über den Tanz, den sie dazu aufführte, lachen. Meine schlechte Laune war vorüber.

„Und wenn wir alle durcheinandergebracht haben mit unserer Rederei", überlegte ich, „dann ziehen wir ab. Das wird komisch!"

Ich greife mir jetzt noch an den Kopf, wie ich das für eine gute Idee halten konnte!

Also – ich rief Irene an und sagte zu.

Und dann kam der Abend. Wir maskierten uns. Musch ließ sich sogar eine Papiermütze aufsetzen, obwohl sie so etwas sonst verabscheut!

Wir zogen los. Musch hielt sich eisern auf meinen Schultern. Ich sah einigermaßen zum Fürchten aus: Ich hatte mir einen Sack umgebunden und einen dicken Stock in der Hand, die Haare ließ ich mir ins Gesicht hängen, und meine Nase hatte ich mit Hilfe einer Pappnase um das Fünffache vergrößert.

Als wir zu Irenes Wohnung kamen, hörten wir schon Musik und Stimmen.

Irene sah uns kommen und begrüßte uns.

„Menschenskinder, ihr seht ja toll aus – wer seid ihr denn? Herzlich willkommen!“ Und sie rief den anderen Gästen zu: „Kinder, schaut nur, wer da kommt! Kennt ihr die?“

Eine junge Dame, die wohl eine Art Schlange darstellen sollte, kam heran. „Das ist ein Hexerich, Irene, ganz deutlich ein Hexerich!“

„Und die Katze – schau nur die Katze!“ kicherte Irene. „Ist die echt?“

Da sprach Musch zum erstenmal. „Klar ist die echt“, sagte sie.

Irene meinte, Lotte, die Schlange, hätte geredet.

„Du siehst auch alles, Lotte“, bemerkte sie zu ihr. „Die Katze ist wirklich echt.“

„Ich hab keinen Ton gesagt!“ wunderte sich Lotte.

„Aber du hast gerade gesagt: Die ist echt!“

„Nein, ich habe nichts gesagt! Aber natürlich ist sie echt. Und wer ist der Herr unter der Pappnase?“ Sie griff nach meiner Nase.

„Nicht daran ziehen!“ warnte ich. „Meine gute Nase! Ich verhexe euch sonst alle!“

„Jetzt habe ich dich an der Stimme erkannt. Der Anton ist's!“ verkündete Irene. „Und das ist deine Katze?“

„Was denn sonst?“ maunzt Musch.

Irene schaute Lotte an: „Wie redest du eigentlich!“

„Himmel, ich habe doch nichts gesagt!“ beteuerte Lotte. Irene zuckte die Schultern und wandte sich wieder mir zu. „Und wie heißt die Katze?“

„Musch“, antwortete Musch.

Irene ließ sich in dem Glauben, Lotte würde antworten, nicht beirren. „Seit wann bist du so gut mit Anton befreundet, daß du sogar den Namen seiner Katze weißt?“

„Rede doch keinen Unsinn, Irene! Ich wußte nicht, wie die Katze heißt.“

„Du hast es doch eben gesagt –: Musch!“

„Nichts habe ich gesagt!“

Das ging ja schon gut an.

„Du hast doch gesagt . . .“

Musch unterbrach klingend hell: „Du hast recht, Tonerl, dieser Irene fällt nichts Gescheites ein!“

Irene fing an, auf Lotte böse zu werden.

„Ich finde deine Bemerkungen überflüssig", bemerkte sie hoheitsvoll.

Da schien es mir an der Zeit, einzugreifen. Ich lachte also etwas künstlich und sagte: „Merkt ihr denn nicht, daß ich ein Bauchredner bin?! Ihr braucht euch gar nicht in die Haare zu kommen, wenn ich bauchrede!"

Beide sahen mich bestürzt an.

„Aber das gibt es doch nicht! Seit wann kannst du das? Das konntest du noch nie!" rief Irene.

„Ich hab's eben gelernt! – Aber jetzt möcht ich endlich nicht mehr hier stehen, sondern reingehen."

„Zum Hüpfen und Augenverdrehn, nicht wahr?" flötete Musch.

Irene schaute verwirrt auf meinen Mund.

„War das wieder bauchgeredet? Du wirst unheimlich, Anton! Oder hast du jemand hier versteckt?"

„Nein – niemand ist versteckt. Wo auch?"

Da stürzte Irene zu den tanzenden Paaren und schrie über die Musik hinweg: „Kinder, Kinder, ein Bauchredner!!"

Alle starrten mich an. Und die Leute riefen durcheinander. „Ein was? Her mit ihm! Soll eine Rede halten!"

Musch aber übertönte alle mit hoher Stimme: „Sind das die Leute, die wollen und nicht können?"

Mir wurde etwas mulmig. Hätte ich doch nicht so freimütig über den Fasching gemurrt!

Die Leute hatten natürlich die Bemerkung gehört.

„Hö – soll das ein Witz sein?" riefen sie. Und: „Welche der Damen hat sich denn das ausgedacht? Wo ist denn die Rednerin versteckt?"

Irene aber erklärte: „Nein, er redet echt mit dem Bauch!"

„Das machst du uns doch nicht weis, Irene!"

„Doch! Anton, rede mal mit deiner natürlichen Stimme und dann . . .

„Ist das, was die machen, schauriges Getue?“ fragte Musch.

Ich schwitzte bereits. „Tu-tu-tu“, trompetete ich albern, um Muschs Frage zu vertuschen. „Aber – ich glaube, wir tanzen jetzt, Irene, wie wär's? Komm, los!“

Und tanzend versuchte ich der heiklen Lage zu entkommen.

Musch krallte sich dabei recht spürbar an meiner Schulter fest.

„Bleibt die Katze auch beim Tanzen immer auf deiner Schulter?“ fragte Irene.

„Es ist besser, weißt du, sonst wird sie getreten.“

„So dumm ist keine Katze, daß sie sich treten läßt“, trompetete Musch.

Irene fuhr sichtlich zusammen. „Wer hat das jetzt gesagt?“

„Ich!“ antwortete ich.

„Hihihihi – mit dem Bauch!“ höhnte Musch.

Irene sah mich mit offenem Mund an.

Da sagte Musch: „Wenn sie den Mund aufmacht, sieht man, daß ihr zwei Zähne fehlen – schau da!“

Irene klappte ihren Mund zu. Dann verzog sie ihn mühsam zu einem Lächeln.

„Diese Bemerkung war aber nicht freundlich, lieber Hexerich!“

„Irene, glaube es nicht“, versuchte ich wieder gutzumachen, „meine echte Meinung ist, daß du entzückend bist – Zähne hin, Zähne her!“

Aber Musch fuhr dazwischen: „Du schwindelst, Tonerl! – du hast gesagt, sie ist nur mittelnett!“

Das war zuviel für Irene. Sie sagte, mühsam beherrscht: „Ach – ich glaube, ich muß mal nach den übrigen Gästen sehn. – Bis später, Anton!“ Und sie ließ mich mitten im Tanz stehen.

Ich wollte ihr schleunigst nach, da segelte eine etwas füllige Dame auf mich zu. Musch sah sie und flüsterte: „Ui, Tonerl, da kommt eine dicke Frau!“

„Bst“, zischte ich, „sag ja nichts von dick. Alle Damen sind schlank, verstehst du?“

Da war die Dame schon bei uns.

„Ich finde deine Maske entzückend!“ schwärmte sie mich an. „Und du bist von unserer Irene verlassen worden – darf ich dich trösten?“

Nach diesem Trost verlangte mich keineswegs.

„Sehr liebenswürdig“, entgegnete ich, „aber – ich – ich glaube, ich muß Irene helfen.“

„Mußt du nicht, die ist beleidigt“, flötete Musch. „Bleib nur da. Diese Dame ist ja soooo reizend, miau, soooo entzückend!“

Die Dame starrte mich an.

„Ach – du bist mir aber einer! Bist du immer so höflich als Bauchredner?“ lachte sie.

Himmel, wie kam ich hier fort?

„Ja – natürlich – immer. Wissen Sie, meine zweite Stimme sagt immer die Wahrheit!“ antwortete ich mit einer Verbeugung.

„Miau“, machte Musch mit zufriedenem Schnurrton.

„Huch – die Katze! Darf ich die Katze streicheln?“

„Nein, unter keinen Umständen!“ rief ich.

Da tat die Dame einen kleinen Schrei: „Ihre Katze macht ja den Mund auf, als würde sie reden!“

Verstört sagte ich: „Nein – das bin ich –, bei mir sieht

man's nämlich nicht, wenn ich rede!" Ich war schon völlig durcheinander.

„Wenn ich rede, meinst du!" verbesserte Musch.

„Ihre Bauchredekunst ist großartig. Man meint wirklich, Ihre Katze spricht. Ich mag Katzen ja sooo gern!"

„Und ich mag so schlanke Damen wie Sie, weil alle Damen schlank sind." Das war wieder Musch!

Ich zuckte nervös mit der Schulter, auf der Musch saß. Dabei lachte ich verlegen: „Ah – ich meine –, Sie tanzen wirklich ganz schlank – äh leicht, leichter als alle Damen, ja – aber ich muß . . ."

„Augen verdrehn und hüpfen", ergänzte Musch.

„Ach, Sie Spaßvogel, Sie", lachte die Dame.

„Aber ich muß jetzt wirklich – entschuldigen Sie – ich –, bis nachher –" Und ich stürzte zur Tür hinaus. Als ich glücklich draußen war, zitterten mir die Beine. Ich floh mit Musch in den abgelegensten Winkel der Wohnung. Da hielt ich ihr eine kleine Standpauke.

„Also – liebe Musch – alles, was recht ist! – Du kannst mich doch nicht dauernd so in Verlegenheit bringen!"

„War doch lustig – miau!"

„Aber – du hast doch Dinge gesagt, die . . ."

„Miau?"

Ich seufzte tief.

„Du bist eine Katze, du verstehst das nicht. Aber ich bitte dich – von nun an redest du nicht mehr, kein Wort mehr!"

„Wie du meinst, Tonerl!"

„Versprichst du mir das?"

„Miau! – Dann brauchst du mich jetzt nicht mehr?"

„Nein – geh zu!" Ich setzte sie auf den Boden und erlaubte ihr, auf eigenen Beinen herumzulaufen.

Kaum war Musch weg – ich wischte mir den Schweiß von der Stirne und atmete tief und erleichtert auf – da hörte ich von allen Seiten meinen Namen rufen. Man suchte mich. Als die Gesellschaft mich in meinem abgelegenen Winkel entdeckt hatte, überfielen sie mich alle.

„Da ist er ja! Warum denn so versteckt? Übst du Bauchreden?“ riefen sie durcheinander.

„Er muß uns eine Sondervorstellung geben! Eine Extranummer! Eine Extranummer!“

Ausgerechnet jetzt!!

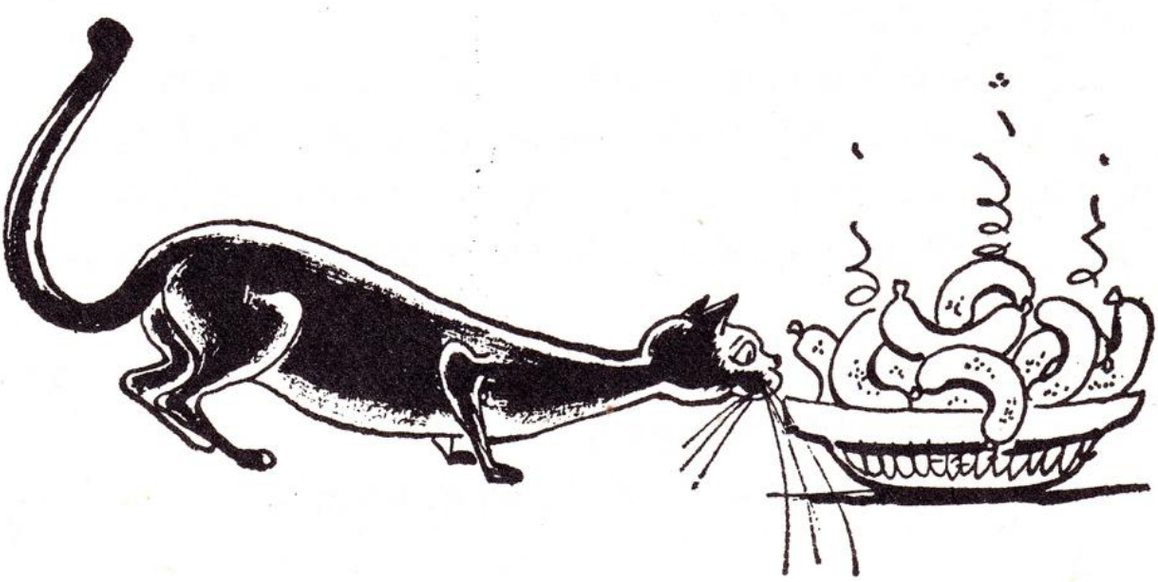
„Ich – ich möchte aber lieber tanzen“, versuchte ich abzuwehren.

„Das kannst du die ganze Nacht. Jetzt wollen wir die Bauchrednerei hören!“

„Ohne Katze kann ich keine Vorstellung geben, und meine Katze ist nicht mehr da!“

Da riefen sie alle durcheinander: „Wo ist die Katze! Wir suchen die Katze, sie kann ja nicht weit sein!“

Und schon durchsuchten sie rufend und schreiend die Wohnung. Sie fanden Musch natürlich auch. Und zwar gerade in dem Augenblick, als sie in der Küche an den bereitgestellten Weißwürsten schnupperte.



Man nahm sie einfach und brachte sie mir. Was blieb mir anderes übrig, als sie wie vorher auf die Schulter zu setzen. Dann zerrte man mich ins Zimmer und gruppierte sich erwartungsvoll um mich.

„Äh – ja – ich weiß aber nicht, ob es jetzt geht", versuchte ich vorzubeugen. Schließlich hatte ich doch Musch eben das Sprechen verboten. Wenn sie mich nur jetzt nicht im Stich ließ!

„Er beugt vor! Es ist alles Schwindel mit der Bauchrednerei!" riefen die Leute. Und lachend forderten sie: „Da wollen wir jetzt dahinterkommen!"

„Die dicke Dame aber verteidigte mich: „Nein, es ist bestimmt kein Schwindel! Ich hab ihn mit eigenen Ohren mit zwei Stimmen reden hören!"

„Also Ruhe – wir hören!!"

Da stand ich also da. Es wurde ganz still um mich. Ich fuhr mir mit dem Taschentuch über die Stirn und fing mit tiefer Stimme an, meine Hexenrolle zu spielen:

„Hm – also – wie Sie sehen, bin ich der Hexerich Laventari. Ich rede mit doppelter Zunge und mit zweierlei Ich. Das eine Ich ist nicht immer der gleichen Meinung wie das andere Ich."

„Großartig!" riefen die Leute. „Jetzt wollen wir die andere Stimme hören!"

„Die eine Stimme redet tief", fuhr ich verzweifelt fort, „die andere" – ich zuckte auffordernd mit der Schulter, auf der Musch saß – „die andere Stimme redet höher. Fast wie eine Damenstimme, nicht wahr, Musch? Was sagst du dazu?"

Ich schwieg. Die Leute schwiegen erwartungsvoll. Musch aber – schwieg auch.

„Los, die andere Stimme!" rief jemand.

„Na, Musch!“

„Miau“, machte Musch nur, als sei sie eben nur eine gewöhnliche Katze.

„Das war die Katze und nicht Bauchrednerei.“ rief ein Herr. Alle lachten.

„Nun – mein zweites Ich sagt eben nur miau.“

„Also war's doch Schwindel!“

„Ich schwindle nie. Sie werden gleich meine zweite Stimme hören. Und zwar wird sie schön brav sagen: Was für reizende Leute hier versammelt sind! – Nicht war, Musch?“

Musch schwieg.

Da sagte Irene zu Lotte: „Ich hab's gewußt, daß du das vorhin warst! Der Anton und du, ihr steckt unter einer Decke!“

„Aber nein, bestimmt nicht!“ beteuerte Lotte.

„Wo hast du das Wesen versteckt, das für dich redet, Anton?“ fragte Irene.

Ich rettete mich wieder in meine Rolle.

„Ein wahrer Hexenmeister und Bauchredner hat es nicht notwendig, jemand zu verstecken“, antwortete ich mit tiefer Hexerichstimme. „Aber jetzt rede ich eben mal zur Abwechslung nur mit einer einzigen Stimme – es sei denn, die andere dringt plötzlich aus meinen Höhen, von dort her, wo Musch, meine geheimnisvolle Katze, sitzt!“

Ich gab ihr mit meinem Kopf einen leichten Stoß.

Musch schwieg.

Da sagte ein Herr: „Meine Damen – ich glaube, daß Sie diesem Hexerich auf den Leim gegangen sind. Aber es ist ja klar, ein Hexenmeister kann nur Frauen verhexen!“

„Aber ich habe es doch gehört!“ rief die dicke Dame.

„Alles fauler Zauber! Kommt, die Vorstellung ist be-

endet. Wir wollen Weißwürste essen. Hast du sie schon ins Wasser getan, Irene?

„Nein, aber ich werde sie gleich aufsetzen!“ rief Irene.

In diesem Augenblick übertönte Musch alles: „Miau – die Weißwürste stinken!“

Es wurde jäh so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören können.

Musch sagte in diese Stille hinein: „Die Weißwürste sind alt, und nicht mal eine Katze würde sie fressen. Ich habe daran gerochen!“

Irene setzte sich bleich auf den nächsten Stuhl.

„Wer hat das jetzt gesagt?“ hauchte sie.

„Miau – ich, die Katze! Und ich weiß über Würste Bescheid.“

Alle starrten mich an. Ganz nah sah man auf meinen Mund – der sich natürlich nicht bewegte. Ich faßte mich nur mühsam.

„Meine zweite Stimme lügt“, sagte ich schwach.

„Nein, es ist wahr!“ widersprach Musch.

„Aber Anton – meine Weißwürste –, die habe ich heute früh vom Metzger geholt!“ beteuerte Irene.

„Wirf sie weg!“ rief Musch.

Die Leute fingen zu tuscheln an. Es blieb mir nur mehr eines, um die Situation zu retten: Ich lachte schallend.

„Haben Sie’s nun gehört, daß ich ein Bauchredner bin?“ rief ich. „Ich wünsche Ihnen guten Appetit! Und damit ist die Vorstellung beendet!“ Ich verbeugte mich.

Die Leute, die jetzt alles für einen Spaß hielten, klatschten wie verrückt. Ich aber stürzte hinaus.

Als wir unter der Türe waren, rief Musch nochmal: „Miau, endlich gehen wir heim! So eine dumme Gesellschaft!“

Aber ich glaube, das hat niemand mehr gehört. Ich rannte im Dauerlauf heim. Die Geschichte war mir doch recht peinlich. Ich redete nicht mehr viel mit Musch.

Am nächsten Tag klingelte das Telefon. Es war Irene. Ich fühlte mich verpflichtet, mich zu entschuldigen.

„Irene – ich glaube –, ich hatte etwas zuviel getrunken und redete entsetzlich dummes Zeug daher. Kannst du mir verzeihn?"

„Aber ich bin dir doch dankbar! Denk dir, die Weißwürste waren wirklich nicht mehr gut. Man hat mir alte angedreht. Wir haben sie nicht gegessen!"

„Ja – schon – aber –"

„Natürlich wäre es netter gewesen, wenn du mir das leise und unter uns gesagt hättest. Aber es war doch auch wieder eine köstliche Vorstellung, die du gegeben hast. Die Leute waren begeistert. Besonders ein Herr. Er wird dich heute noch aufsuchen! Trumhold heißt er, damit du Bescheid weißt . . ."

Nicht lange nach diesem Telefongespräch klingelte es an meiner Tür. Draußen stand Herr Trumhold. Ich bat ihn herein.

„Ich habe gestern Ihre Nummer als Bauchredner gehört", begann er ohne lange Umschweife, „das war großartig."

Ich wehrte verlegen ab. „Ach – ich – das war –"

„Nein, es war wirklich großartig. Ich verstehe etwas davon. Ich leite ein erstklassiges Varieté. Wenn Sie mit dieser Nummer bei mir auftreten wollten . . ."

„Aber das war doch nur . . ."

„Egal – auch wenn es nur ein Trick war. Es war ausgezeichnet gemacht. Ich biete Ihnen die höchste Gage und

gebe Ihnen einen Vertrag von drei Monaten. Natürlich muß Ihre Katze dabei sein."

„Es ist sehr liebenswürdig – aber . . ."

„Aber wir lehnen ab", sagte da Musch sehr bestimmt aus ihrer Ecke.

Herrn Trumhold riß es geradezu herum. „Wie bitte? – Ist da jemand?"

„Nein – ich –", stotterte ich

„Das waren Sie!! Das ist ja großartig, einfach toll! Die Ablehnung ist natürlich nicht Ihr Ernst – oder? Ich biete Ihnen das Doppelte!"

„Nein – danke", sagte ich. „Wissen Sie, das mit der zweiten Stimme klappt nicht immer so, wie ich will und – das – das wäre doch sehr peinlich."

„Aber das ist doch nicht Ihr letztes Wort?"

„Doch."

„Aber Herr Pfister", versuchte Herr Trumhold, mich zu überreden. Da sah er Musch, die mit scharf auf ihn gerichteten Augen majestätisch und fast drohend auf ihn zugeschritten kam. „Ach – da ist ja Ihre Katze – ein schönes Tier – sehr schön! Wie es mich anschaut!" Er ging unwillkürlich etwas zurück.

Da sagte Musch: „Miau – ich sehe Sie genau an – und Sie mich bitte auch – hier auf meinen Mund. Und das ist auch mein letztes Wort, das ich vor fremden Leuten spreche – das allerletzte! Ich bin die einzige lebende sprechende Katze!"

Da verdrehte Herr Trumhold die Augen, stöhnte noch „Die Katze!" – und sank in Ohnmacht.

Musch schaute sich das gelassen an. „Hab ich dir nicht schon zu Anfang gesagt, daß die Menschen ohnmächtig werden, wenn sie merken, daß ich reden kann! Ich rede ab

heute außer mit dir ganz bestimmt mit niemand mehr – bei der Vorderpfote meines Großvaters!“

Dann ging sie wieder in ihre Ecke zurück, rieb sich im Vorbeigehen ihr Fell an der Schreibtischkante und rollte sich dann wortlos zusammen. Ich glaube, sie blinzelte nicht mal mehr, als der Mann wieder zu sich kam.

Ich sagte Herrn Trumhold, daß er sich alles nur eingebildet hätte. Meine Katze könne nicht sprechen – leider. Und an allem wäre nur der schreckliche Alkohol vom gestrigen Fest schuld. Er verabschiedete sich etwas verwirrt.

Musch und ich aber, wir haben uns erneut geschworen, nie mehr vor anderen Leuten miteinander zu reden. Ganz bestimmt nicht. Weder im Fasching noch um viel Geld, noch wenn 10 000 Kinder uns darum bäten. Und das halten wir auch – bei der Vorderpfote von Muschs Großvater!

Der erste Band

„Geschichten vom Kater Musch“

erschien in gleicher Ausstattung und enthält folgende Kapitel: Wie ich die Bekanntschft einer nassen Katze machte. – Wie ich einen guten Rat mißachtete. – Musch bekommt Appetit auf einen Fisch. – Die unheimliche Geschichte vom fremden Mann. – Die Sache mit dem Geburtstagsgeschenk. – Die gestohlene Puppe.

Wenn Euch diese Geschichten gefallen haben, müßt Ihr unbedingt auch die übrigen Bücher von Ellis Kaut lesen:

Meister Eder und sein Pumuckl
Pumuckl spukt weiter
Immer dieser Pumuckl
Pumuckl und das Schloßgespenst
Pumuckl auf Hexenjagd
„Hallo, hier Pumuckl!“
Pumuckl und Puwackl
Pumuckl auf heißer Spur
Pumuckl und die Schatzsucher
Pumuckl geht aufs Glatteis

Ihr wißt doch, was ein Kobold ist? Ein kleiner, unsichtbarer Bursche, der gern die Leute neckt. Und ein solcher Kobold ist der Pumuckl. Nur wurde er auf Grund „vertrackter Koboldsgesetze“ sichtbar, jedenfalls für den Schreinermeister Eder. Und was der gute, alte Meister Eder dadurch an seltsamen und auch äußerst komischen Dingen erlebt – das müßt Ihr lesen! Aber auch dem kleinen Kobold begegnen in der Welt der Menschen Dinge, die dieser Nachfahre der Klabautermänner sich nie hätte träumen lassen.

Nun gibt es neue Geschichten von diesem wundersamen Kater. Es beginnt gleich mit einer großen Aufregung: Kater Musch, der sich von seinem Herrn schlecht behandelt fühlt, reißt einfach aus. Aber bald erkennt er, daß es woanders noch viel schlimmer ist, und etwas kleinlaut und reumütig kehrt er wieder in sein altes Heim zurück. Aber da passiert wieder allerhand in der Nachbarschaft, und Herr Pfister hat alle Hände voll zu tun, um alles wieder in Ordnung zu bringen.

Die „Geschichten von Kater Musch" von Ellis Kaut gehörten zu den erfolgreichsten Kinderfunksendungen des Bayerischen und Westdeutschen Rundfunks. Der Südwestfunk bringt sie unter dem Titel „Miau – hier spricht Musch!". Sie sind von der gleichen Autorin, die „Meister Eder und sein Pumuckl" geschrieben hat. Wer den kleinen Kobold Pumuckl liebt und über ihn gelacht hat, wird bestimmt auch den Kater Musch in sein Herz schließen.

Herold Verlag Stuttgart
ISBN 3-7767-**0037**-8

Ellis Kaut · Neue Geschichten vom Kater Musch